

# *Die Wahrheit über Dachau*

Herausgegeben  
im Auftrage des Opferfürsorgereferates der SPÖ  
für ehemals politisch Verfolgte

Von Nationalrat HANS LAGGER

---

Im Verlage des Opferfürsorgereferates der SPÖ für ehemals politisch  
Verfolgte, Klagenfurt, Lidmanskygasse 20 / Druck: Carinthia, Klagenfurt



## Vorwort

Den vielen Publikationen über die Konzentrationslager, dieser Schande des Faschismus, soll nun auch die vorliegende Broschüre angeschlossen werden. Diese will den Zweck verfolgen, jeder Art von Neofaschismus schon im vorhinein den schärfsten Kampf anzusagen, und zwar zunächst in der Weise, dass sie die Wahrheit über die KZs in die breitesten Schichten unserer Bevölkerung zu tragen bestrebt sein wird. Der Parole gewisser Kreise, es sei ja alles nicht wahr, was von den KZs erzählt werde, muss ein fester Damm entgegengestellt werden, was schon in dem Titel der Broschüre Ausdruck findet.

Es sei vorweg schon darauf verwiesen, dass es im Lagerleben verschiedenartige Epochen, Behandlungsarten, Arbeitsweisen und Vernichtungsmittel gegeben hat, dass z. B. in den ersten Jahren in Dachau die Brutalität ihre Orgien feierte, während in der letzten Zeit ein Raffinement in der Erfindung von Vernichtungsmitteln sich zeigte. Nicht alle Häftlinge litten in der gleichen Weise. Es gab eine ganze Reihe von guten, privilegierten Stellungen, deren Inhaber aber dafür die Verpflichtung übernehmen mussten, die Geschäfte der SS zu besorgen. Dem Raffinement von oben stellte sich bald auch ein Raffinement von unten gegenüber, das sich in der Weise äußerte, dass einzelne, ja oft ganze Gruppen von Häftlingen kein Mittel scheuten, nur um sich selbst das nackte Leben zu retten. Möge da manches geschehen sein, was den Moralgesetzen der gesitteten Menschheit nicht entspricht. Der Selbsterhaltungstrieb, der Mangel an jeglicher Freiheit zeigten da und dort eine geistige Atmosphäre, die mit tierischen Instinkten und Gepflogenheiten oft große Ähnlichkeit hatte. Ohne Freiheit kann man eben nicht leben, wie man ohne Brot nicht leben kann. Daher ist auch der Kampf um die menschliche Freiheit die höchste Form menschlicher Würde und menschlichen Strebens.

Ich habe es in der vorliegenden Broschüre vermieden, weitreichende Allgemeinschilderungen zu geben und habe mich in der Hauptsache auf persönliche Erinnerungen gestützt, weil ich glaubte, so am besten an die Menschen heranzukommen und die Überzeugung zu wecken, dass das was in den KZs geschehen ist, den Tatsachen entspricht und unser aller Abscheu verdient. Daraus soll der einigende Gedanke geboren werden, alles daranzusetzen, um wenigstens für die Zukunft solche Unmenschlichkeiten, wie man sie in den Konzentrationslagern erlebte, zu verhindern. Möge die vorliegende Broschüre in diesem Sinne verstanden werden.

## Die Verhaftung

Ich war gerade in meinem kleinen Garten in Mauthen beschäftigt, als plötzlich zwei Gendarmen daherkamen und mich zu sprechen wünschten. Sie eröffneten mir, dass sie von der Gestapo (Geheime Staatspolizei) den Auftrag erhalten hätten, bei mir eine Hausdurchsuchung vorzunehmen. Ich konnte natürlich nichts dagegen machen, und so begab sich der eine Gendarm in das Wohnzimmer und der andere in die Küche. Ich beseitigte in meinem Zimmer mit einem kühnen Griff die Liste der Auslandssender und der Sendezeiten vom Radiotisch, denn die Beschlagnahme dieser Listen hätte mir sicher einige Jahre Kerker eingetragen.

Ich zeigte daraufhin dem Gendarmen alle Kasten, Laden und Fächer des Zimmers. Ein Tagebuch, das verschiedene politische Aufzeichnungen enthielt, hätte mir auch sehr gefährlich werden können. Doch eine hingeworfene Erklärung ließ dies unwichtig erscheinen. Weder der Gendarm im Zimmer noch der in der Küche konnte irgend etwas Belastendes finden. Ein Raum, in dem eine ganze Bibliothek, damals verbotene Broschüren, Bücher und Schriften, aufbewahrt war, blieb unentdeckt. Ich erhielt den Auftrag, nach zwei Stunden zum Gendarmeriekommando zu kommen, um von dort mit einem Beamten nach Villach gebracht zu werden. Der Wachtmeister erklärte noch, ich werde dort vernommen und längstens in ein paar Tagen zurück sein. Ich solle Löffel, Zahnbürste und einige andere Kleinigkeiten mitnehmen. Ich ging daher, wie ich war, zur festgesetzten Stunde zum Bahnhof, begleitet von einem jugoslawischen Hilfsgendarmen, der nur wenig deutsch verstand; ja, der Wachtmeister setzte in mich ein so großes Vertrauen, dass er mich sogar ersuchte, dem Begleiter in Villach das Gestapogefängnis zu zeigen. Die Fahrt war sehr langweilig.

Ich begrüßte wohl einige Bekannte, die ich im Bahnwagen traf und die sofort merkten, dass da etwas los sei, denn der Begleiter wich nicht von meiner Seite. Je näher ich der Stadt Villach kam, desto mehr dachte ich an einen Fluchtversuch, aber die Überlegung, dass ein solcher Versuch aussichtslos bleiben müsse, ließ ihn nicht zu. Die Gegend wimmelte von Gestapoleuten, von Polizisten und Gendarmen; meine Körpergröße wäre sofort aufgefallen, ich hatte keine Lebensmittelkarten, keine entsprechenden Kleider, so dass ich es in den Wäldern nicht lange ausgehalten hätte. Zudem waren die Grenzen nach Jugoslawien und Italien stark besetzt.

Also kam ich in Villach an und führte den Hilfsgendarmen in das Gestapogebäude. Ein junger, arroganter Beamter vernahm mich, aber als ich diesen durch Zwischenfragen auf die völlige Ungesetzlichkeit dieser Verhaftung aufmerksam machte, da brach er die Einvernahme ab und sagte: „Sie bleiben hier im Gefängnis in Schutzhaft.“ Als ich neuerliche Einwendungen machte, da sagte er: „Ich bin von der früheren Regierung auch vier Monate in Schutzhaft gesetzt worden.“ „Dafür kann ich nichts“, war meine Antwort. Ich wurde von ihm dann durch einen langen Gang in das Gefängnis abgeführt.

## In der Zelle

Es war der 22. August 1944. Ich war einesteils bedrückt, andererseits aber zu stolz, um etwas merken zu lassen und kam so zur Eisentür. Der Beamte schob mich hinein und schlug diese hinter mir zu. Ein schwerer Eisenriegel wurde knirschend vorgeschoben und ich war gefangen.

In der Zelle war es finster, ich atmete schwer, sah ängstlich zur verschlossenen Tür und konnte es nicht glauben, dass ich nun die Freiheit vielleicht für lange Zeit einbüßen sollte. Langsam gewöhnten sich meine Augen an die Finsternis, ich sah zwei dunkle Gestalten, die sich aufrichteten und mir entgegenkamen. Es war der Freund Aschgan und ein Häftling aus der Gegend von Finkenstein. Eigentlich war die Zelle für zwei Personen berechnet. Nachdem ich als dritter dazukam, mussten wir erst Platz schaffen. Der eine Genosse hatte zufälligerweise zwei Strohsäcke. Einen davon trat er mir ab. Er war halbgefüllt, hart, schmutzig, ich brachte ihn zwischen die zwei Pritschen. Langsam zog ich den Rock und die Schuhe aus, hüllte mich in eine dünne Decke ein und nun hörte ich den Erzählungen zu, die meine Freunde zum Besten gaben. Ich versuchte zu schlafen. Die dicke Luft, die undurchdringliche Finsternis, das geräuschvolle Schließen der Zellentüren, der eintönige, gleichmäßige Schritt der Gefängniswache, das Klirren der Schlüssel, dann wieder Totenstille, krampften sich um meinen Hals und schienen mich zu erwürgen. Meine Gedanken weilten bei meinen Lieben zu Hause, die wohl keine Ahnung von der furchtbaren Lage hatten, in der ich mich befand, und ich legte mir die Frage vor: Warum das alles? Bin ich schuldig? Erst in den Morgenstunden überfiel mich ein schwerer, bleierner Schlaf.

Am Morgen des nächsten Tages wurde ich von einem dünnen Sonnenstrahl, der durch das kleine, runde Fensterchen seinen Weg in die Zelle fand, geweckt. Wir drei brachten unsere Betten in Ordnung und ich suchte vergebens nach einem Spalt an der Tür, durch den ich ein bisschen Freiheit hätte einatmen können. Aber vergebens! Meine Freunde erzählten mir, dass im Gestapogefängnis in verschiedenen Zellen viele andere gute Freunde und Bekannte seien. Im ganzen Reich wären die sozialdemokratischen Partei- und Gewerkschaftsfunktionäre verhaftet worden. Es sollen Tausende sein.

Oft hörte ich in der Zelle vom nebenanliegenden Hause herüber Schluchzen und Weinen, dann wieder Stockhiebe und Schimpfworte. Es waren Einvernahmen der Gestapo, die bald Frauen, dann wieder Männer in rüdester und bestialischer Weise behandelten. Wir standen öfters beisammen, beratschlagten, was wir etwa tun könnten und zitterten vor innerer Erregung.

Die städtische Polizei bewachte uns, sie war sehr freundlich und zuvorkommend und einige davon beheimatet im Gailtal; sie gestatteten sogar die folgenden Tage, dass in der Nacht ein kleiner Türspalt auf den Gang hinaus kurze Zeit offenbleiben konnte, was uns eine Erleichterung war, besonders deshalb, da eine drückende Hitze herrschte. Hin und wieder kamen in der Nacht neue Transporte von Häftlingen an,

Männer und Frauen, die Zellen waren überfüllt, und Stöhnen und Seufzen war überall hörbar. Nach einiger Zeit wurde ich in eine andere Zelle gebracht, in der statt vier zehn Menschen Platz finden mussten. Da waren einige ehemalige bürgerliche Stadträte, sozialistische Vertrauensmänner, ein Gendarmeriebeamter u.a.

Ich bekam einen Strohsack am Boden und wir lagen bei furchtbarer Hitze dichtgedrängt nebeneinander. Die Gespräche, die da geführt wurden, waren anregend und verkürzten die Zeit. Einmal war Fliegeralarm in der Nacht. Die Zellentüren wurden daraufhin fest geschlossen, die Polizisten, die sonst immer im Gang hörbar waren, eilten weg in den Luftschutzkeller. Wir waren allein und fühlten uns verlassen. Alle Häftlinge dachten daran, was man etwas tun müsste, um ins Freie zu kommen. Einige wussten Schreckliches zu erzählen: dass in einer anderen Stadt Bomben in das Gefängnis eingeschlagen hätten, die Häftlinge wären bei lebendigem Leibe verbrannt. Das hat natürlich unsere Stimmung nicht gehoben und wir warteten auf die Bomben, die uns wohl töten würden. Sie schlugen aber in die anderen Häuser der Umgebung ein, wir blieben verschont.

Nach achttägiger Haft wurde uns plötzlich eröffnet, dass wir fortkämen. Wohin? Das wurde uns verschwiegen. Gerüchte sprachen davon, dass schon ein Transport von Klagenfurt nach Dachau abgegangen sei. Wir entschlossen uns, den Standpunkt zu vertreten, dass man uns erst vernehmen und aburteilen müsse, bevor wir ins Lager gingen. Unsere Polizisten waren darüber sehr erregt, denn sie hatten von der Gestapo den strikten Auftrag bekommen, uns unter allen Umständen auf den Bahnhof zu bringen. Direktor Aschgan und ich gingen nicht aus der Zelle. Schließlich erklärte uns die Polizei, dass sie uns mit Gewalt fortschaffen werde. Nach einiger Zeit fuhr ein Auto vor und die Polizei machte Miene, uns tatsächlich mit Gewalt in dieses zu bringen. So gingen wir also unter starker Polizeideckung in den Gefängnishof und setzten uns mit Widerwillen in das Auto. Nun fuhren wir zum Bahnhof. Unterwegs sahen wir einen Menschauflauf: ein politischer Häftling einer anderen Gruppe stürzte ohnmächtig zusammen und die Leute glaubten, er sei tot. Die Polizei holte eine Tragbahre und schaffte ihn statt ins Spital ebenfalls zum Bahnhof.

Während der ganzen Zeit meiner Haft hatte ich keine Möglichkeit, mit meiner Familie in Verbindung zu kommen, was in mir eine furchtbare Bedrückung und einen heftigen Zorn auslöste. Wie ich später erfuhr, versuchte meine Frau einige Male zu mir zu kommen, wurde aber jedes Mal von der Gestapo mit abweisenden Worten und großer Brutalität zurückgewiesen. Man sagte ihr nicht einmal, wo ich sei und was man mit mir vorhabe.

### **Auf der Fahrt nach Dachau**

Am Bahnhof Villach erfuhren wir, dass der Transport politischer Häftlinge von Klagenfurt schon vor ungefähr einer Woche nach Dachau abgegangen sei. Die Häftlinge, die am Villacher Bahnhof zusammenkamen – es waren ungefähr 120 – wurden abgesondert und durch Polizei von anderen Zivilpersonen getrennt. Ein

glücklicher Zufall brachte meine Frau auf den Bahnhof und wir konnten uns für einige Minuten sprechen. Die Polizisten versuchten zwar wiederholt, uns zu trennen, aber es gelang nicht. Ich konnte es nicht verhindern, dass mir aus Zorn über die ganze Behandlung Tränen aus den Augen flossen. Meine Frau blieb fest, was mich sehr wunderte, da sie sonst sehr weichherzig ist.

Plötzlich hieß es: „Einsteigen!“ Wir wurden von der Polizei in die Wagen gedrängt, während meine Frau in den Zug gegenüber, der ins Gailtal fuhr, einstieg. Wie sie mir später erzählte, brach sie ohnmächtig zusammen. Auf einmal piffen die Sirenen: Fliegeralarm, feindliche Flugzeuge kreisten über dem Bahnhof, die Züge fuhren raschestens weg.

Auf der Fahrt ereignete sich nichts Besonderes, alle Häftlinge ließen die Köpfe hängen und keiner wusste, wohin die Fahrt ginge. Es kam Spittal, der Tauerntunnel, und nun ahnten wir schon, dass unser Ziel Dachau sein müsse. Wir bekamen nirgends etwas zu essen. Einige Häftlinge hatten Brot von zu Hause mitgebracht, das wurde unter uns aufgeteilt. Als wir von Salzburg gegen München fuhren, wurden uns die Taschenmesser weggenommen. Wir kamen spät abends in Dachau an und es wurde uns mitgeteilt, dass man von der Station noch eine Stunde zu Fuß ins Lager gehen müsse. Wir machten uns also auf den Weg. Jeder hatte seinen Koffer in der Hand, der für mich besonders schwer war, da mir meine Frau noch im letzten Augenblick Kleider und andere Utensilien in den Koffer gesteckt hatte.

Wir gingen aufrecht die Straße dahin und dachten uns dabei, es könne uns nicht viel passieren, denn wir hatten ja nichts am Gewissen, und zudem waren es lauter Leute, die in der demokratischen Zeit einmal eine Rolle gespielt hatten: Politiker, Wirtschaftler, Grafen, Bauern, Großgrundbesitzer, Geistliche u. dgl. mehr. Es war elf Uhr nachts, als wir durch ein großes von SS besetztes Tor in das Lager marschierten.

### **Im Lager**

Wir hatten großen Hunger, denn es wurde mittlerweile elf Uhr nachts. Einige Häftlinge holten ein großes Gefäß mit Wasser, so konnten wir wenigstens den Durst löschen. Dann wurden wir in einen großen Maschinenraum geführt, der mit Steinplatten belegt war, und da wurde uns die Erlaubnis erteilt, zu sitzen oder zu liegen. In der Nähe der Maschinen war es sehr heiß, im Vorraum aber empfindlich kalt. Auf dem Steinboden war es so ungemütlich, dass nur die wenigsten Leidensgenossen trotz der großen Ermüdung schlafen konnten.

Um drei Uhr früh hörte man vor der Tür dieses Raumes marschierende Truppen. Es waren Häftlinge, die zur Arbeit außerhalb des Lagers gingen. Bald darauf kam der Befehl, sich nackt auszuziehen und Schuhe, Kleider und Koffer am Arm zu halten. Es war sehr kalt. Nach langem Stehen in Reih und Glied wurde einer nach dem anderen in ein Magazin geführt. Dort musste man alle Sachen abgeben und bekam dafür einen Zivilanzug von toten Häftlingen, der oft sehr beschmutzt und zerrissen war. Dann wurden wir in ein großes Duschbad geführt. Dort konnten wir uns ab duschen; der

Kopf wurde kahlgeschoren und alle Haare des Körpers wegrasiert. Sodann erhielten wir Holzschuhe und eine kleine Kappe verschiedener Färbung auf den Kopf. Hierauf stellten wir uns in vier Reihen auf und es begann der Abmarsch in die uns zugewiesene Baracke (Block). Die Häftlinge waren jetzt infolge dieser Behandlung niedergedrückt, das Selbstbewusstsein ging zum guten Teil verloren und jeder machte sich darauf gefasst, dass eine schwere Zeit kommen würde. In der Baracke fanden wir die übrigen Häftlinge Kärntens, die vor einer Woche aus Klagenfurt gekommen waren. Sie gingen wie die wilden Tiere zwischen den Baracken auf schmalen Raum auf und ab, begrüßten uns, fragten nach Neuigkeiten und ob sie bald wieder nach Kärnten zurückkommen würden. Eine solche Zusicherung war nicht möglich, da niemand wusste, was jetzt werden sollte.

Wir wurden in unsere Unterkunftsräume geführt. Zunächst in einen Tagraum mit einem Ofen und einem Tisch und ziemlich vielen Bänken. Von da ging man hinein in den Schlafrum. Es waren Pritschen in drei Reihen übereinander und abgeplankt, so dass jede Pritsche nur durch ein Loch beziehbar war. Von außen sah das aus wie übereinanderliegende Hundehütten. Auf Brettern lag ein Strohsack, der mit wenig Holzspänen gefüllt war, und eine Decke. Wollte man zur Ruhe sich begeben, so musste man vom ersten in den zweiten und vom zweiten in den dritten Stock hinaufklettern, dann durch das Loch hineinkriechen und im engen Liegeraum sich hinlegen. Ein Aufsitzen war nicht möglich und ein Herauskommen nur in der Weise, dass man zuerst mit den Füßen das Loch passierte und sich dann allmählich von oben nach unten durchzwang. Ich hatte eine große Scheu, diesen Käfig zu benützen, daher war ich bestrebt, ein Bett in einer Ecke zu bekommen, das gewöhnlich etwas freier war. Das gelang mir auch. Jeder von uns bekam das Benützungsrecht eines Spintes (Kastens). Gewöhnlich bekamen vier oder fünf Häftlinge einen solchen zugewiesen. Das war der Platz für die Essschale, für Löffel, Gabel und sonstige Kleinigkeiten.

### Läuse

In der ersten Nacht unseres Aufenthaltes im Block waren wir infolge der weiten Fahrt von Villach nach Dachau und wegen der vorhergegangenen schlaflosen Nacht im Kesselhaus todmüde und wir fielen in einen tiefen und todesähnlichen Schlaf. Die folgenden Nächte hörte man schon vielfach ein Hin- und Herrücken auf der Pritsche, ein Umkehren und ein Kratzen und Seufzen, bis ein Häftling schrie: „Hier sind Läuse!“ Das rief in der Schlafstube große Aufregung hervor und einer nach dem anderen stellte die Behauptung auf, er habe auch ein Kriechen am Körper gespürt: Der eine sagte, es gäbe bei ihm ein Krabbeln auf der Brust und am Hals, dort wieder erklärte einer, es jucke ihn am ganzen Körper. Mit dem Schlaf war es aus, und als am nächsten Morgen einzelne Häftlinge Nachschau hielten, fanden sie Läuse in großer Zahl. Der Stubenälteste wurde befragt, was da zu machen sei, aber der antwortete vielsagend, lakonisch: „Suchen, fangen, töten!“ Ein Häftling brummte darauf vor sich hin: „Gleicher Vorgang wie für Menschen, die Gegner des Regimes sind!“

Wir begannen sofort den Rat des Zimmerältesten zu befolgen, zogen uns in eine Ecke des Schlafzimmers zurück und die Ausbeute war groß. Aber wir alle kamen zur Überzeugung, dass dies ein grausliches Geschäft sei. Man sagte uns, dass Läuse das Fleckfieber weiterverbreiten, und das weckte in uns die Angst, da es ja in einzelnen Blocks ohnehin wie wir erfuhren schon wütete, dass wir von diesem tödlichen Fieber erfasst werden könnten und es begann ein nervöses Hasten und Jagen nach Läusen. Die Fingernägel färbten sich rot und röter, aber trotz alldem: die Zahl dieser ekelerregenden Schmarotzer wurde nicht geringer. Die Nissen steckten zu tief in den Falten und Nähten der Kleider und Strickwäsche und waren nicht zu erfassen. Was tun? Man machte das Suchen nach Läusen zur Pflicht und die Häftlinge spornten sich gegenseitig an, jeden Morgen eine gründliche Jagd auf diese gefährlichen Quälgeister zu machen. In der benachbarten Schlafstube ging man sogar so weit, dass jeder Häftling, bei dem man im Gewande noch Läuse entdeckte, eine dementsprechende Zahl von Peitschenschlägen über den nackten Rücken erhielt. Die Kontrolle, die in der Regel vor dem Mittagessen stattfand, wurde immer strenger und in jenen Stuben, wo Peitschenhiebe nicht gegeben wurden, mussten sich die Häftlinge, wenn eine größere Anzahl von Läusen gefunden wurde, nackt ausziehen, auf die Pritsche legen und viele Tage und Nächte dort warten, bis ihre Wäsche und die Kleider von der Entlausungsanstalt zurückkamen. Und das dauerte oft drei, vier, fünf, ja acht Tage und ebenso viele Nächte. Was für Qualen das auslöste, davon kann man sich keine Vorstellung machen, bei dem völligen Mangel an warmen Decken und Bettwäsche.

Der Abgang von Häftlingen in das Revier (Abteilung für Fleckfieber) wurde immer größer, bis sich schließlich die Lagerleitung gezwungen sah, eine nach ihrer Meinung groß angelegte Entlausung durchzuführen. Die Bewohner eines ganzen Blocks mit tausend und mehr Häftlingen wurden in ein Massen-Duschbad geführt; dort musste sich jeder Mann nackt ausziehen, die Kopfhaare wurden auf kaum einen halben Millimeter zurückgeschnitten, die Haare des übrigen Körpers wegrasiert. Die Wäsche, wenn einer solche hatte, und die Kleider wurden zusammen in Bündel gebunden, auf einen Lastwagen gebracht und so in die Entlausungsanstalt geführt. Die Häftlinge mussten nun nackt im Duschbad warten – oft die ganze Nacht –, bis die Kleider von der Entlausung wieder zurückkamen. Auch die Kranken mussten diese Prozedur mitmachen, was gewöhnlich mit der Feststellung von einigen Toten endete. Die entlausten Kleider wurden wieder angezogen, aber oh weh, das chemische Präparat hatte versagt, die Läuse waren noch immer da, nur in einer anderen Verteilung. In einigen Kleidungsstücken, die viele Läuse hatten, konnte man weniger, aber dafür in anderen, die weniger hatten, mehr feststellen, da die Stücke lang vor der sogenannten Entlausung auf einen großen Haufen aufeinandergelegt waren. Aus den Einzelfällen wurde eine Epidemie, die vielen Hunderten von Menschen das Leben kostete. Die Erkrankten verschiedener Blocks strömten im Revier zusammen, um zu sterben, neue verlauste Häftlinge kamen in die Blocks – ein ununterbrochenes Abgehen und Kommen. Als die Amerikaner Ende April 1945 in das Lager einrückten, organisierten sie den Großkampf gegen die Lausplage. In einigen wenigen Tagen war Dachau läusefrei.

## Arbeit und Arbeitslosigkeit

Im Lager Dachau gab es ungefähr 50.000 Häftlinge. Davon waren rund 30.000 im Lager und 20.000 auf ständigen „Kommandos“ außerhalb derselben. Grundsätzlich mussten alle Häftlinge irgendwie einer Arbeit zugeführt werden mit Ausnahme der am 22. August 1944 Verhafteten, der sogenannten „Aktions“-Häftlinge.

Im Lager gab es eine ganze Reihe von begehrten Arbeitsplätzen, so in den Fleischhauereien, Bäckereien, in den Magazinen; in jeder Stube gab es einen Stubenältesten mit einer Anzahl von Gehilfen, die das Essen, das Brot usw. zu verteilen hatten; über den Stubenältesten standen die Blockältesten und über diesen die Lagerführung mit zahlreichen Gehilfen. Im Revier waren in letzter Zeit stets 3000 und mehr Kranke zu betreuen; da gab es Pfleger, Oberpfleger, Ärzte, Aufräumer, Kanzleibeamte. Dann waren noch Essenträger für privilegierte Häftlinge, wie Generale, Bischöfe usw., die die Mahlzeiten zugetragen bekamen. In der Plantage (Landwirtschaft und Gärtnerei) gab es auch mancherlei Arbeitsplätze, die sehr begehrt waren.

Viele tausende Häftlinge waren in der Verwaltung des Lagers beschäftigt und versahen Arbeiten, die in den ersten Jahren vielfach die SS zu machen hatte. Weniger begehrt waren jene Arbeiten, die unter Anleitung eines oft unmenschlichen Capos (Meisters) auszuführen waren. Viele dieser Capos, die die Geschäfte der SS zu besorgen hatten und diese an Grausamkeit oft noch zu übertreffen suchten, machten sich nicht nur unbeliebt, man hasste sie oft mehr als die SS, die, als sie sah, dass ihre Geschäfte von den Häftlingen selbst oft „unübertrefflich“ ausgeführt wurden, sich mehr auf die Oberaufsicht und Kontrolle verlegte. Gefährlich aber waren die Arbeiten außerhalb der Lagermauern, in Industriebetrieben, da diese sehr häufig von den Fliegern mit Bomben und Maschinengewehren angegriffen wurden. Besonders die Flugzeugwerke, in die vornehmlich Juden als Arbeiter zugewiesen wurden, waren oft das Ziel der Flieger. Die Entlader von Blindgängern in ganz Süddeutschland, durch die Häftlinge versehen, waren immer in Todesgefahr.

Auch in den außerhalb des Mutterlagers in verschiedenen Teilen Deutschlands gelegenen Tochterlagern (Kommandos) wurde häufig mit dem Leben der Häftlinge Schindluder getrieben. Schon der Transport dahin oder dorthin war ein Verbrechen sondergleichen. Die Menschen wurden in die Waggons eingesperrt, mit unzureichenden Lebensmitteln und Wassermengen bedacht, die Waggons versiegelt, diese oft zehn und mehr Tage in Stationen zum Stehen gebracht und wenn sie dann in der Endstation geöffnet wurden, gab es nur mehr Tote, Kranke und Sterbende. Entsetzliche Dinge müssen sich in solchen Wagen abgespielt haben und es ist unglaublich, mit welchem Zynismus, welcher Bestialität oft diese Verbrechen von den Verantwortlichen zur Kenntnis genommen wurden. Man sagte immer, es sei eine besondere Auszeichnung und Bevorzugung der Aktionshäftlinge, nicht arbeiten zu brauchen. Es zeigte sich aber bald, dass damit eine besondere Absicht verbunden war, denn diejenigen Häftlinge, die arbeiten wollten und sich freiwillig dazu meldeten,

bekamen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, dennoch keinerlei Arbeitszuweisung. Was machten also die Aktions-Häftlinge? Sie simulierten? Nein! Beim Gehen und Stehen, bei Tag und bei Nacht dachten sie an Daheim und grübelten in der eigenen Vergangenheit unablässig darüber nach, was etwa der Grund dafür sein konnte, dass sie so zu Unrecht ins KZ kommen konnten und welches Schicksal ihnen und ihrer Familie etwa in Zukunft beschieden sein werde. Diese Bilder traten in immer düsteren Farben vor sie hin, sie wurden immer lebhafter, immer schwärzer, immer grauslicher; immer schneller rollten sie ab, bis sie die Häftlinge dem Irrsinn nahebrachten. Sie sonderten sich von den anderen Häftlingsgruppen ab, wurden einsilbig und verschlossen. Furchtbare Traumbilder, pessimistische Gerüchte und absichtlich ausgestreute „Parolen“ zermürbten Körper und Gedankenwelt; die Nerven versagten, irgendeine Krankheit oder Seuche warf solche Häftlinge hin; sie hatten in der Regel nicht mehr die Kraft, sich wieder zum Leben zu erheben.

So wurde das Verbot zu arbeiten zur Qual und führte in vielen Fällen zum Verderben. Als dann später die Aktionshäftlinge zu freiwilligen Arbeiten in der Form herangezogen wurden, dass sie die Knopflöcher in Zeltblättern ausnähen durften, da hatte gerade die Läuseplage die höchsten Touren erreicht. Die Zahl der Häftlinge, die sich für diese Arbeit meldeten, wurde immer mehr gelichtet, durch die in diesem Arbeitsraum besonders grassierenden Fleckfieber-Erkrankungen. Ich selbst liess mich von keiner dieser beiden Sphären locken. Ich wurde zur Stütze aller jener Häftlinge, die den verschiedenen ungünstigen Beeinflussungen innerlich Widerstand leisten wollten und die Aufmunterung und seelische Kraft brauchten, um durchhalten zu können. Arbeiten in jeder Form lehnte ich aus Trotz gegen das Regime ab. Ich wollte diesem in keiner Art nützlich sein.

### **Zeitlos**

Es gab im Lager keine Uhr. Bei der Ankunft wurde dem eintretenden Häftling diese, falls er eine solche besaß, auf „Nimmerwiedersehen“ mit allen anderen Wertgegenständen abgenommen. Am Anfang kam uns die Zeitlosigkeit, in der wir zu leben gezwungen waren, merkwürdig vor: viele von uns griffen sehr oft während des Tages schon gewohnheitsmäßig in die Westentasche, um nachzusehen, wie spät es etwa sei. Wir wussten nur: wenn wir uns niederlegten ist es Nacht und wenn wir aufstanden, Tag und, wenn wir das Essen bekamen, Mittag, aber wir warteten oft schwer, bis wir uns schlafen legen durften, um der Qual des Tages entrückt zu sein; wir warteten mit Sehnsucht auf die Suppe, weil uns der Hunger marterte, wir warteten auf das und jenes, wir warteten den ganzen Tag, oft die ganze Nacht, weil wir nicht schlafen konnten, wir warteten immerzu und immer wieder auf die Freiheit, die nicht kommen wollte. Keine Uhr im Lager zu haben, gestaltete sich zu einer immer größer werdenden Qual, die besonders dann schier unerträglich wurde, als sich die Sonne der Freiheit anzukündigen schien. Da tauchte aber schon, da und dort, in „geheimnisvollen“ Kreisen eine Taschenuhr auf und einer raunte es dem anderen leise zu: „Es ist dreiviertel auf zwölf!“

## Der Hunger

Es war in Dachau dafür gesorgt, dass man wenig zu essen bekam. Übrigens, es gab auch Positionen, in denen es möglich war, den Hunger von sich fernzuhalten. Die Häftlinge, die in einem Bäckereibetrieb beschäftigt waren, hatten Brot genug, jene, die Arbeit in einer Fleischhauerei fanden, litten keinen Mangel an Fleisch, solche, die den Privilegierten das Essen zutrug, retteten die Überbleibsel für sich. Den Plantagenarbeitern gelang es oft, sich Sonnenblumenkerne zu sichern; auch andere Produkte des Feldes und des Gartens wussten sie sich oft anzueignen, die Arbeiter anderer, verschiedener Betriebe, besonders jene in Flugzeugfabriken, solche, die Blindgänger entluden, bekamen Zubaßen, denn sonst wäre es nicht möglich gewesen, fünf, sechs und mehr Jahre im KZ sein Leben zu erhalten, wie denn überhaupt Häftlinge, die schon einige Jahre dort waren, es virtuos verstanden, Verbindungen auch mit der Außenwelt: durch Arbeiter, die außerhalb des Lagers in Arbeit standen, herzustellen und durch raffiniertesten Schmuggel sich Nahrungsmittel zu verschaffen. Bekam er etwas mehr, teilte er gern mit seinen Schicksalsgenossen, ob es nun ein Deutscher oder ein Franzose oder ein Norweger war. Manche Häftlinge waren in Kanzleien beschäftigt oder sie waren Stuben- oder Blockälteste, die einer gewissen Bevorzugung teilhaftig wurden, auch die Kranken im „Revier“ hatten eine etwas bessere Verpflegung.

Die große Masse der Häftlinge aber bekam in der Früh nur einen ungezuckerten, schwarzen Kaffee oder Tee, zu Mittag meist eine Gemüsesuppe, wozu in der letzten Zeit nicht Kartoffeln, sondern nur mehr Kartoffelschalen Verwendung fanden. Sonntags gab es eine etwas dickere Suppe mit einigen hin- und herschwimmenden Nudeln; abends bekam man die übliche Grießsuppe mit einem Stückchen Margarine auf das winzige Brot. Es war ganz klar, dass bei einer so eintönigen und kraftlosen Kost die Häftlinge alles versuchten, um ihren Hunger zu stillen. Hunger tut weh! Sie boten sich für ein Stückchen Brot für verschiedene Dienste an, sie schrieben nach Hause und allen Verwandten, wenn sie schreiben durften, und baten um Lebensmittelpakete, sie tauschten eingeschmuggelte Waren für Brot um, sie stahlen bei Tag, sie zogen bei Nacht unter dem Kopfpolster ihren besten Freunden das letzte Stück Brot heraus. Täglich sah man solche Diebe zur Strafe vor den Baracken auf Stockerln mit hoherhobenen Armen stehen, um den Hals eine Tafel hängend mit dem Vermerk: „Ich bin ein Dieb, ich habe meine Kameraden bestohlen!“

Hungerödem trat in vielen Fällen ein, die Gesichtsfarbe wurde blass und blässer, die Zähne begannen zu wackeln, die Augenhöhlen bekamen dunkle Ringe, die Häftlinge saßen schwach und geknickt auf Steinen und Stühlen herum, immer näher dem Ofen oder der Sonne zu, bis sie willenlos zur Beute einer stets herrschenden Seuche wurden. Ich entging diesem Schicksal nur deshalb, weil mich gute Freunde rechtzeitig ins Revier brachten und mir da nicht nur Aufmerksamkeit schenkten, sondern mich auch gut betreuten. Es waren dies Kärntner, Steirer und Wiener, Arbeiter, die im Revier als

Pfleger tätig waren. Revolutionäre, Sozialisten, Spanienkämpfer, die in proletarischer Treue ihren Freunden und Genossen ein Asyl boten und auch mich vor dem sicheren Tode schützten.

### Der Durst

Als wir in der Nacht nach Dachau kamen, hatten wir alle großen Durst, infolge der weiten Reise und wohl auch deshalb, weil wir die erste Nacht in einem Raum mit vielen geheizten Kesseln untergebracht waren, was für einen Teil der neu angekommenen Häftlinge die Hitze kaum ertragbar machte. Wenn wir schon nichts zum Essen erhielten, so wollten wir doch wenigstens unseren Durst löschen. Wir baten um Wasser und es wurden einige Kübel davon gebracht. Ein Kübel nach dem andern kam heran und das Trinken wollte kein Ende nehmen, ob Graf oder Arbeiter, ob Geistlicher oder Kaufmann, ob Bürger oder Bauer, sie alle tranken und tranken immer wieder. Wie erstaunt waren wir aber, als in unserer Baracke überall, insbesondere bei sprudelnden Brunnen, zu lesen war: „Trinken streng verboten Typhusgefahr!“ Der Stubenälteste erklärte dies in der Weise, dass er sagte, zu viel Wasser sei für den menschlichen Körper nicht zuträglich, die Suppen, die täglich dreimal ausgegeben würden, enthielten Wasser in Hülle und Fülle, so dass man beim Brunnen solches nicht mehr zu trinken brauche. Überdies seien schon durch das Wasser Typhus-Epidemien ausgebrochen, weshalb der Genuss von Wasser verboten sei. Strenge Bestrafung erwarte diejenigen, die dieses Verbot nicht beachteten. Obwohl wir „in Gedanken“ erwiderten, dass in einer Barackenstadt, in der mehr als 30.000 Bewohner ständig untergebracht sind, doch nicht Wasser mit Typhusbazillen eingeleitet werden konnte, so wirkten die mündlichen und schriftlichen „Aufklärungen“ auf jeden einzelnen Häftling so stark, dass er das Wasser mit Sorge und Angst mied. Dass wir beim Einmarsch in das Lager viele Kübel Wasser konsumieren konnten und keinen Typhus bekamen, war uns so unverständlich. Ach, wie furchtbar war in den nachfolgenden Monaten der Durst. Wohl war in der täglich dreimalig verabreichten Suppe warmes oder heißes Wasser genug, es wurde uns jedes Mal mit einem halben oder ganzen Liter in unsere Schale gegossen, wohl füllten sich der Magen und die Gedärme mit Wasser, wohl sickerte dasselbe in die Füße und Hände, die immer dicker und geschwollener wurden; aber die Suppen waren so stark gewürzt, dass wir nach jedem Essen schon das Verlangen und die Sehnsucht nach einem Trunk frischen Wassers hatten. Daneben sprudelte es klar und kalt aus den Brunnen, aber der Gedanke, vielleicht doch den Typhus zu bekommen, hielt uns ab, zu trinken. In Träumen aber sahen wir kühlende Quellen, wir streckten die Hand mit dem Becher aus und das Ergebnis war: das Erwachen mit einem trockenen und ausgedorrten Gaumen. Viele Häftlinge starben, den Körper voll Wasser, die Zunge brennend heiss vor Durst. Als die Amerikaner kamen, da versuchten viele meiner Freunde beim Zähneputzen hin und wieder einen Schluck Wasser zu trinken, immer mehr und mehr, der Typhus stellte sich nicht ein und immer wird mir in Erinnerung bleiben, wie schließlich die Häftlinge sich zu den Brunnen setzten und das Wasser in langen Zügen

zu sich nahmen und immer wieder tranken. Die Typhusgefahr war erfunden worden, um die Menschen in raffinierter Weise zu quälen, bis vielen Häftlingen der Tod als Erlöser erschien.

### Die Kälte

Wir sind die ersten Tage im September 1944 in Dachau angekommen. Die erste Zeit war das Wetter unfreundlich, wir fühlten es; das Klima der bayrischen Hochebene ist härter und rauer als das bei uns in Österreich. Die Kleider, die wir gefasst hatten, waren dünn und schleißig, es waren alte Kleider von getöteten oder verstorbenen, meist jüdischen Häftlingen, oft noch mit Blutflecken gezeichnet. Als Kopfbedeckung bekamen wir verschiedenfarbige Käppis und als Fußbekleidung primitive Holzschuhe, aber ohne Strümpfe oder Socken. Ich bekam eine bis an die Knie zerrissene Hose und eine leichte Bluse militärischer Art. Es wurde immer kälter!

Viele von uns jammerten und klagten über den kalten, oberbayrischen Wind und Sturm, sie schlotterten an Händen und Füßen vor Kälte und wünschten nichts sehnlicher herbei, als ein bisschen Wärme. Der trockene Wind machte Schneestürmen Platz, allerlei Erkältungskrankheiten fanden sich ein, der Ruf und das Verlangen nach wärmerer Bekleidung wurden immer häufiger, bis sich die Lagerleitung entschloss, uns Mäntel zuzusprechen. Diese kamen, aber nach einigen Wochen, und zwar gerade vor Weihnachten, hieß es: Die Mäntel sind wieder abzuliefern! Fluchworte aller Art, geballte Fäuste in der Tasche, Drohungen, die niemand hören durfte, war die Reaktion auf diese Maßnahme und wir standen bald wieder da in unserer einfachen, dünnen, fadenscheinigen, weitmaschigen „Zivil-Uniform“. Ich hatte bei der Ablieferung des Mantels das Glück, dass bei dem Haufen der abgelieferten Mäntel einer von einem körperlich kleinen Häftling stammte und der mir, weil ich groß war und bin, von einem guten Freund blitzschnell zugeworfen wurde; er wusste, wie sehr ich fror. Ich zog ebenso schnell meine leichte Bluse aus, zog dafür den Mantel als Rock an und als die Kontrolle die Abgabe der Mäntel überprüfte, konnte ich darauf hinweisen, daß ich nur einen Rock, aber keinen Mantel habe. Das war meine Rettung. Ich fühlte mich geborgen in dem dicken Rockmantel, konnte ihn abends auf der Pritsche und in der Nacht um meinen Körper wickeln.

Es wurde Jänner und Februar: In der Früh mussten wir unter dem Vorwande, die Aufenthaltsstube aufräumen zu müssen, oft viele Stunden vor der Baracke stehen oder auf engem Platz auf- oder abgehen, was schließlich dazu führte, in militärischer Art Übungen zu machen, die uns vor der völligen Erstarrung des Körpers schützen sollten. Abends aber gab es im Freien stundenlange Appelle oft bei Sturm, Wind, Schneetreiben, und in der Nacht wälzten sich viele Häftlinge von einer Seite auf die andere, ein kleines, warmes Plätzchen suchend. Aber der Sturm blies durch die weit geöffneten Fenster der Schlafkammer, in der 80, 100, 200 und mehr Menschen

zusammengepfercht auf dünnen, mit Hobelspänen leicht gefüllten Strohsäcken, mit unzureichender Bedeckung lagen. Oh wie viele Menschen holten sich da den Tod; auch mein Freund Anton Falle, Landesvertrauensmann und Abgeordneter, wurde ein Opfer der Kälte. Einige Stunden des Tages konnte man wohl bei strengstem Winter in einem einigermaßen temperierten Aufenthaltsraum der Baracke Platz finden. Aber alle drängten sich zu dem schwach erwärmten Ofen, der aber wieder von den Häftlingen mit Schüttelfrost, glänzenden Augen und vielsagender Schweigsamkeit blockiert war: den Kandidaten des Kälte-Todes.

### **Gründliche Reinigung**

Nicht weit von unserem Block war der Block der Ruhrverdächtigen und Ruhrkranken. In diesem und in fast allen anderen Blocks herrschte ein typhöser Durchfall unter den Häftlingen. Auch ich wurde davon betroffen. Die Klosetts waren oft weit von den Häftlingsstuben entfernt. Besonders in der Nacht war oft ein schreckenerregender Verkehr hin und her und man sah die schwankenden, fast bewusstlosen und fiebernden Gestalten von ihren hohen, dürftigen Lagerstätten herabklettern und in schnellem Schritt oder laufend dem Klo zuwandern. Viele beschmutzten sich unterwegs und dann begann die Reinigungsprozedur in der Form, dass die bereitstehenden „Helfer“ den „Delinquenten“ in den Waschraum schleppten und da mit eiskaltem Moorwasser mit einer Spritze von oben bis unten längere oder kürzere Zeit begossen. Viele dieser Menschen mit 38 oder 40 Grad Fieber sanken nach einigen Minuten hin und waren tot. In der Früh, wenn wir anderen den Waschraum betraten, lagen oft drei, vier, ja fünf und sechs Tote nackt in einem Winkel dieses Raumes und warteten auf den Abtransport in das Krematorium.

Der Wärter aber schrieb in sein Meldebuch: „N.N., nach gründlicher Reinigung um so und so viel gestorben.“ Falls aber ein Häftling diese Reinigungskur überlebte, musste er völlig nackt auf sein Lager zurück und sich ebenso nackt in ein Bett legen, das an Stelle von Leintüchern kalte, gummiähnliche Stoffe aufwies. Krankheiten, die durch Wärme vielleicht leichter ertragbar gewesen wären, brachten durch diese Art der Behandlung früher oder später auch den Tod. Ich selbst wurde – ich weiß nicht warum – bevorzugt. Insofern, als mir gestattet wurde, mich selbst zu reinigen, aber die zwei „Helfer“ übten eine scharfe Kontrolle aus und wehe mir, wenn sie etwa noch eine Unreinigkeit am nackten Körper gefunden hätten. Sie hatten schwere Stöcke in der Hand, bereit, jederzeit zuzuschlagen.

### **Triumph der Brutalität und Bestialität**

Niemand wollte es glauben, dass es möglich sei, dass Menschen, die sich doch einbilden, von Gott mit besonderen geistigen und sittlichen Werten ausgestattet worden zu sein, zum Tier, ja zur elenden Kreatur herabsinken könnten. Wenn man den goethischen Menschen: „Edel sei er, hilfreich und gut“, mit vielen jener Menschen

vergleicht, die in Konzentrationslagern hausten, so verhülle man sein Angesicht vor Schande und sage: „Ich schäme mich, ein Mensch zu sein.“ Edelmut, Hilfsbereitschaft, Güte, wo waren sie? Sie machten niedrigsten, tierischen Instinkten Platz und führten zu Handlungen, die in der Geschichte der Menschheit bisher kaum in solchem Ausmaß je zutage traten. Ich kann nur einiges von dem aufzeichnen, was mir Beteiligte erzählten und was ich selbst erlebte.

Ein Häftling übersah einmal einen SS-Mann und grüßte ihn nicht. Als er von diesem zur Rede gestellt wurde, antwortete der Häftling mit dem bekannten Zitat aus Götz von Berlichingen. Einige Stunden später hing er schon am „Bock“ und fasste seine 25 Stockhiebe. Ein ganz geringes Vergehen genügte schon, den Häftlingen eine solche Strafe zuzuerkennen. Oft waren es 50, hie und da auch noch mehr Hiebe. Schrie der Delinquent, so hieß es: „Das ist ein Feigling, gebt ihm doch stärkere Schläge!“ War er trotzig und enthielt sich jeder Äußerung, so sagte der SS-Kommandant zu seinen Leuten: „Ihr seid zu schwach, er spürt noch nichts, fester, fester!“ Es kam nicht selten vor, dass der Häftling nach den ersten 25 Schlägen sehr stark blutete, er wurde dann abgebunden, ärztlich behandelt und als er wieder hergestellt war, bekam er den Rest der Hiebe. Gab es SS-Leute, die vielleicht noch ein menschliches Mitgefühl in der Weise bekundeten, dass sie schwächere Schläge den schreienden, brüllenden, stöhnenden Opfern versetzten, so liefen sie Gefahr, selbst auf den „Bock“ gespannt zu werden.

Ein Pole, der zufällig einmal in meine Stube kam, wurde plötzlich von einem SS-Mann beim Halse gepackt, an die Wand geschleudert, mit einem Eisenstock furchtbar geprügelt und als er dennoch ein Lebenszeichen von sich gab, sprang derselbe SS-Mann mit seinen gestiefelten Füßen auf den am Boden liegenden Polen, bis dieser in tiefste Bewusstlosigkeit verfiel. Er wurde mit der Tragbahre davongetragen. Wir Aktions-Häftlinge standen dabei mit blassen Gesichtern, funkelnden Augen, geballten Fäusten. Wie gerne hätten wir dem Treiben dieses Untiers Einhalt geboten, aber Einflussnahme hätte den Tod bedeutet. Und was hatte der Pole verbrochen? Er ist am Arbeitsplatz nicht erschienen, weil er sich krank fühlte und statt zur Arbeit zu gehen sich zur Maroden-Visite meldete.

Es gab Stehbunker, in denen Häftlinge, ähnlich wie im Mittelalter die Eingemauerten, in engstem Raume stehen mussten, bis sie bewusstlos zusammenbrachen. Vielleicht war das Mittelalter insofern humaner, als das Opfer doch schneller vom Tode erlöst wurde. Von der Plantage wurde erzählt, dass die Häftlinge in den ersten Jahren des KZ-Betriebes in Reihen jäten mussten und nur auf Kommando das stützende Bein wechseln durften. Zuerst schwoll das eine, dann das andere an, aber dahinter standen die SS-Leute und traktierten alle jene Täter mit der Peitsche, die zusammenzuklappen drohten. Es gab Bunker, in denen die Sträflinge auf Stockerln aufrecht, mit fest verbundenen Augen, von früh morgens bis spät in die Nacht hinein sitzen mussten. Sie wurden verurteilt, einen Monat oder noch länger kein Tageslicht mehr sehen zu dürfen. Die Kontrolle hatten wieder SS-Männer, die mit Peitschen ausgerüstet waren.

Im Winter wurden die Häftlinge nachts im Freien auf ein Stocker gestellt, mit eiskaltem Wasser begossen und stehen gelassen, bis sie tot zur Erde fielen. Die höllische Phantasie des Nazismus hat Qualen erfunden, von denen man sich vorher wohl keine Vorstellung machen konnte. Ich fühlte einmal die Anfänge einer Typhuserkrankung in mir und wollte mich zu Mittag wenigstens kurze Zeit auf meine Pritsche legen. Ich wusste, es war verboten, bei Tag in die Schlafkammer zu gehen, aber ich glaubte, meine Pritsche unbemerkt benützen zu können. Also zog ich die Schuhe aus und legte mich hin, müde, matt und elend. Auf einmal öffnete sich die Tür der Schlafkammer und herein kamen die zwei Stubenhelfer, bewaffnet mit dicken Stöcken, die sie drohend gegen mich schlangen. Ehe aber dieselben auf mich niedersausten, gelang es mir, über die anderen Betten hinüber die Tür zu erreichen und zu entkommen.

Einer von diesen beiden warf mir noch die Schuhe mit aller Kraft in den Rücken. Es wäre ihnen jedenfalls nicht viel geschehen, wenn sie mich erschlagen hätten. Ein anderes Mal musste ich mit allen anderen Häftlingen auf den Hauptplatz des Lagers marschieren. An einer Stelle war eine Wendung zu machen, wobei ich als Außenseiter die größten Schritte zu machen hatte. Nun hatte ich aber ganz primitive Holzschuhe an den Füßen, die mir gar nicht passten und meinen Füßen wiederholt entglitten, sodass ich nur kurze Schritte zu machen vermochte. Plötzlich erhielt ich von hinten einen Fußtritt ins Gesäß, dass ich einige Meter hinausflog und unter den Füßen der Nachmarschierenden begraben schien. Ich kroch schließlich zur Seite hinaus. In solchen Fällen war es üblich, bei größeren Märschen einen Genickschuss zu bekommen. Diesmal unterblieb er, da die Strecke, die zurückgelegt werden musste, nur kurz war und die Aufpasser keine Waffen hatten. Ich erkannte mit Schaudern wieder einmal den im KZ von den Nazis anerzogenen und praktizierten Standpunkt der Jungen und Gesunden, den Alten und Kranken das Lebensrecht abzusprechen. Kaum war der Appell vorüber und wir wieder in die Baracke eingezogen, da hielten die Stubenfunktionäre, die Beauftragten der SS, Rat darüber, was mit mir zu geschehen habe. Es wurde beschlossen, mich in den „Invalidenblock“ zu versetzen. Das war jener Block, in dem alle Todeskandidaten Platz fanden. Durch Schikanen aller Art, durch Schläge, Hunger, durch Seuchen, durch Zusammenkopplung von halbwegs Gesunden mit Kranken, hat man auch noch besonders raffinierte Methoden der Hinrichtung angewandt, um die Zahl der Bewohner des Invalidenblocks dauernd zu dezimieren. Neue Häftlinge wurden zum Zuwandern gezwungen, ein unaufhörliches Ab- und Zuströmen von „Gezeichneten“ – eine Vernichtungsmaschine im Großen. Ich klagte meinen Freunden im Revier meine Befürchtungen und sie gewährten mir wieder ihren Schutz und ihre Hilfe.

### **Häftlinge und Freunde**

Ich lernte im KZ viele Leute kennen, doch war das mit den Namen eine eigene Sache. Offiziell gab es ja nur Nummern, die jeder Häftling beim Eintritt in das Lager bekam und sich selbst an den Rock oder an die Bluse der linken Brustseite zu nähen hatte.

Untereinander gebrauchte man oft den Tauf-, hie und da auch den Schreibnamen. Meistens fragte man gar nicht nach dem Namen oder der Nummer, sondern redete sich einfach mit „Du“ an, unbekümmert darum, wer oder was er im Zivil war, ob Bauer, Arbeiter, Graf, Abgeordneter, Minister, ob Deutscher oder Franzose, Russe, Norweger usw. Alle waren gute Freunde miteinander, alle verband das gleiche Schicksal, verband das Sehnen nach Freiheit und Recht. Ich versuchte einmal, die Namen einiger gut befreundeter Häftlinge auf ein Blatt Papier zu schreiben, doch bald wurde ich daran erinnert, dass solche Versuche schon da waren und die furchtbarsten Folgen nach sich zogen. Man vermutete nämlich in der SS jedes Mal, dass die Registrierung von Namen ein geheimes Komplott darstelle. Auch aus dem Lager Abgehende wurden nach irgendwelchen Aufzeichnungen genauestens untersucht, und wehe den Betreffenden, wenn etwa zwischen den Sohlen eines Schuhs oder sonst wo ein verdächtiges Papierchen gefunden wurde. Es ist daher erklärlich, wenn in den nachfolgenden Ausführungen Namen nicht oder nur ungenau angeführt werden konnten.

Neben mir lag im Revier ein 83 Jahre alter Mann. Er war schon einige Jahre im Lager, konnte nicht gehen und nur mit Mühe im Bett aufrecht sitzen. Ich sprach öfters mit ihm. Es war der Vater des Präsidenten der Tschechoslowakischen Republik Beneš. Er erzählte mir, dass er, nachdem sein Sohn nach England geflüchtet sei, von Hitler verhaftet wurde und mit ihm alle seine Angehörigen bis zu den Enkeln und Neffen, wovon die meisten da im Lager seien. Er sagte, er habe keinen anderen Wunsch als den, nur noch ein einziges Mal mit seinem geflüchteten Sohn in der Tschechoslowakei sein zu dürfen. Ob ihm dieser Wunsch in Erfüllung gegangen ist, weiß ich nicht, denn er kam in eine andere Abteilung und wurde für mich unsichtbar.

Ein anderer Nachbar von mir war wie ein Skelett eingeliefert worden, nachdem er von der Gestapo monatelang von einem Gefängnis ins andere geschleppt worden war. Er kam von Triest, war Rechtsanwalt und Direktoreines großen Sozialversicherungsinstitutes, Italiener, Sozialist. Unter den Häftlingen, die sich um ihn bemühten, befand sich auch der in Wien wohlbekannte Führer des Republikanischen Schutzbundes, Major Eifler. Der Italiener, ein Mann von etwa 60 Jahren, erzählte mir, dass er eine antifaschistische Gruppe in Triest illegal gegen Mussolini organisiert habe und er zum Präsidenten dieser Gruppe gewählt worden sei, aber als die Deutschen nach Triest gekommen seien, hätten sie ihn und noch fünf Mitglieder des antifaschistischen Präsidiums verhaftet, eingesperrt, misshandelt und nun nach Dachau gebracht. Er hatte nur den einen Wunsch: mit seiner Familie noch einmal schriftlich oder persönlich in Verbindung kommen zu können. Ich weiß von ihm noch, dass er nach einigen Wochen völlig erblindete.

Eine Etage unter mir lag ein jugoslawischer Senator aus Belgrad. Als er mit der Tragbahre gebracht wurde, flehte er die Häftlingsärzte und Pfleger an, ihn doch einige Wochen freizugeben und ihm zu gestatten, dass er sich in einem Sanatorium außerhalb des Lagers operieren lassen könne. Er leide sehr unter Geschwüren im Zwölffingerdarm. Als Antwort ein Lächeln auf den Gesichtern der ihn umgebenden

Kranken und einer davon sagte: „Mein Lieber! Wer einmal da ist, kommt nicht so leicht wieder lebend hinaus.“ Der kranke Senator hat um Krankenkost gebeten. Die Zubilligung derselben verzögerte sich. Eines Nachts hörte ich unter mir ein Murmeln, dann einen dumpfen Fall, und als es Tag wurde, sah ich, dass der Senator vor seinem Bette tot am Boden lag.

Ein 67jähriger jugoslawischer Minister namens Putzeli war immer in Gesellschaft eines Universitätsprofessors aus Laibach. Wir unterhielten uns oft auch über politische Fragen und sehr oft kamen wir zu einer vollständigen Übereinstimmung der verschiedenen Meinungen. Der Minister erklärte, dass er Fleischhauer gelernt habe, einen Besitz zwischen Laibach und Rudolfswert sein Eigen nenne, viele Jahre als Sozialminister in Belgrad tätig gewesen sei, eine Tochter habe, die als Lehrerin wirke und an einen deutschen Offizier in Rann verheiratete sei. Der Universitätsprofessor war Sozialwissenschaftler. Gute Freundschaft verband uns und wiederholt erklärten beide: „Wenn unsere beiden Völker sich ebenso wie wir besser kennen würden, so müsste ein gut nachbarliches, freundschaftliches Verhältnis zueinander zwingend werden.“ Nach einigen Wochen zeigte der Minister Verfallserscheinungen, er kam in eine andere Stube, und in der Zeit, als schon die Amerikaner im Lager waren, sah ich ihn, der, als er gekommen, ein Hüne von Gestalt war, in einem erbarmungswürdigen kranken Zustand auf einer Tragbahre von einer Baracke zur anderen tragen. Ich sah ihn seitdem nicht mehr wieder.

Unter den Studenten, die ich in Dachau kennen lernte, ist mir einer besonders in Erinnerung geblieben: es war ein Belgier, jung, blass im Gesicht, hatte seine Füße voll von schwer heilenden Wunden und war doch Optimist und zukunftsfreudig. Er erzählte, dass er ein Anhänger des Königs sei, er habe in einem militärischen Verband für ihn gegen die Deutschen gekämpft und als diese das Land besetzten, seien er und seine Kameraden in die Gestapo-Gefängnisse gewandert und hätten da Furchtbares erleben müssen. Schläge und Hunger wären auf der Tagesordnung gewesen. Er sagte auch, er werde bestimmt Dachau überleben und dann wieder in seine geliebte Heimat zurückkehren können. Und das sagte er mit leuchtenden Augen.

So ließen sich die Einzelschicksale der ehemals politisch Verfolgten mit ihren mehr oder weniger verschlungenen Lebenswegen fortsetzen ins Hunderttausendfache. Auch die Österreicher und Deutschen im Lager hatten, jeder für sich, ihre Lebensgeschichte, die durch den Faschismus und Nationalsozialismus stark beeinflusst war. Von den Österreichern waren die Kärntner am weitaus stärksten unter den Aktions-Häftlingen vertreten.

### **Ernte des Todes**

Es war zutiefst erschütternd, als die Zahl der Toten von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, von Monat zu Monat immer weiter anstieg und schließlich ein Ausmaß erreichte, das Furcht und Entsetzen hervorrief. Wohin man auch blicken mochte, überall, insbesondere auf den Wegen zwischen den Baracken, lagen ganze Haufen von

Toten. Das Krematorium war Tag und Nacht in Betrieb, und dennoch war es diesem nicht möglich, die viele Arbeit zu bewältigen. Die Leichname häuften sich und man ging schließlich dazu über, Gräben aufzuwerfen und die Toten dort in langen Reihen zu verscharren. Viele unserer Freunde sahen wir die einen dem ewigen Leben, die anderen dem ewigen Nichts zusteuern. Ihre Nummern und ihre Namen kannte bald niemand mehr und der Mantel der Vergessenheit beschattete ihre Asche oder ihr Grab. Uns aber ist es gelungen, die Namen einiger bester Freunde festzuhalten, die im Kampf gegen den Faschismus als Helden für Freiheit, Fortschritt, Recht und Sozialismus den Tod gefunden haben. Es sind dies die Kärntner:

Falle Anton, Landesvertrauensmann der Sozialistischen Partei Kärntens und Nationalrat in Klagenfurt;  
 Melcher Peter, Landtagsabgeordneter in Villach;  
 Blaha Markus, Gemeinderat in Feldkirchen;  
 Swoboda Franz, Landtagsabgeordneter und Landes-Gewerkschaftssekretär in Klagenfurt;  
 Aschgan Franz, Gewerkschaftssekretär und Vertrauensmann der Kriegsoffer in Villach;  
 Woisetschläger Josef, Gewerkschaftssekretär der Bauarbeiter;  
 Heitzmann Max, Guttaring, hingerichtet in Graz;  
 Anderwald Wilhelm, Wieting, Oberlehrer;  
 Kuttin Hermann, von der SS ermordet;  
 Grieser, Spittal an der Drau, starb in Dachau;  
 Felfernig Eustachius, Hüttenberg, fand in Mauthausen den Tod;  
 Geistler Wilfried, von SS-Leuten bei Dellach ermordet;  
 Politschar Johann, Arbeitsbauer in Pribelsdorf bei Kühnsdorf, starb an Fleckfieber in Dachau;  
 Rajakowitsch, Gailitz, starb an Fleckfieber in Dachau;  
 Mautz Anton, St. Kanzian, Fleckfieber;  
 Strauß Karl, Klagenfurt-Ost, Fleckfieber;  
 Schwender August, Klagenfurt-Ost;  
 Sacherer, Sankt Veit;  
 Schmidt, Weizelsdorf;  
 Leitner, Hüttenberg;  
 Hartwich und Jernej, Tainach;  
 Monai, Friesach;  
 Huber u. v. a.

Wir wollen das Andenken dieser und aller anderen namenlosen Märtyrer, die im Kampf gegen den Faschismus ihr Leben geopfert haben, stets in Ehren halten.

### **Bazillen und Injektionen**

Ob im KZ Dachau die Züchtung und Übertragung von Bazillen versucht, die Häftlinge also mit Absicht vom Leben zum Tode befördert wurden, kann ich nicht mit Bestimmtheit behaupten. Ich kann nur erzählen, was ich gesehen habe und was mir

selbst begegnet ist. Ich sah eine Abteilung mit der Bezeichnung „Für Malariakranke“, und als ich fragte, was das zu bedeuten hätte, sagte man mir, es würden da Versuche mit Malaria-Bazillen gemacht. Und tatsächlich fand ich zwei Häftlinge, die behaupteten, nie in ihrem Leben Malaria gehabt zu haben und nun, ohne dass sie sich wehren konnten, mit Malaria-Bazillen geimpft worden seien. Die Reaktion wäre nicht ausgeblieben; sie beide hätten hohes Fieber bekommen und die Ärzte hätten gesagt, es handle sich nur um einen Versuch. Solche Versuche seien aber sehr oft gemacht worden.

Ich litt an Schmerzen in der Nierengegend, meldete mich krank und wurde einem polnischen Medizinstudenten, der meine Häftlingsabteilung zu betreuen hatte, vorgeführt. Der hieß mich, meinen Körper nach vorne beugen und versetzte mir dann von hinten mit geballter Faust und mit ganzer Kraft je zwei Schläge auf jede Nierenseite. Ich schrie auf und die umstehenden Häftlinge diagnostizierten einmütig: Nierenbeckenentzündung! Der Medizinstudent bestätigte hierauf diese Diagnose und schickte mich zum Arzt des Reviers, der entscheiden sollte, ob ich im Revier Aufnahme finden sollte oder nicht. Meine Freunde bereiteten die Aufnahme vor, sie waren Pfleger oder Oberpfleger und hatten allergrößten Einfluss auf die Entscheidung. Der Arzt, der selbst auch ein Häftling war, wurde nun formhalber zugezogen. Ich kam ins Revier, musste sechs Wochen dort im Bette liegen und bekam jeden Tag als Medizin drei bis vier Tabletten Vitamine. Als ich nach einiger Zeit fragte, wozu die Tabletten seien, wusste mir niemand, auch die Ärzte nicht, Auskunft zu geben. Als die Zeit um war, wollte man mich in Verwendung nehmen, und zwar sollte ich als Diagnosen-Schreiber einem Häftlingsarzt beigegeben werden. Ich hatte dagegen nichts einzuwenden, aber ich erschrak sehr, als ich erfuhr, dass derselbe nur in Abteilungen mit ansteckenden Krankheiten Dienst zu machen habe.

Am ersten Tage ging alles gut ich begleitete den Arzt in die Angina-Abteilung. Die Leute, die untersucht wurden, konnten wenig deutsch und glaubten, sich in der Weise besser verständlich zu machen, dass sie mit lauter Stimme und mit Gebärden verschiedener Art meinem Mund möglichst nahe zu kommen suchten. Am nächsten Tag war ich auch schwer krank an Angina. Ich musste auf einer abgesonderten Pritsche liegen, jeden Tag wurde der Hals gepinselt und ich musste dreimal des Tages mit Kamillentee gurgeln. Ich war also so einige Wochen festgehalten. Kaum war ich wieder so halbwegs hergestellt, fragte mich der Arzt, ob ich ihn nun lieber in die Typhus- oder in die Diphtherie-Abteilung begleiten wolle. Ich war starr vor Schrecken und sagte ihm, ich könne weder das eine noch das andere, denn ich sei sehr empfänglich für ansteckende Krankheiten und überdies hätte ich einen Rückfall in der Nierenerkrankung zu verzeichnen. Der Arzt wollte aber, ob mit Absicht oder unabsichtlich, ob über Auftrag oder nicht mich bei seinen Bazillen-Diagnostiken dabei haben. Da sprangen wieder meine Freunde ein und halfen mir, indem sie mich in einer Sonderabteilung für Krätze, Furunkeln und Phlegmone versteckten. Der Aufenthalt hier war sicher keine Annehmlichkeit, ich fühlte mich aber insofern geborgen, als ich mich einer großen Gefahr für mein Leben entronnen glaubte, wenn auch diese Arten

von Krankheiten ebenso leicht übertragbar waren. Unterdessen lebte meine Nierenerkrankung wieder auf. Ein jugoslawischer Arzt, der auch Häftling war, behandelte mich. Er war sehr nett und anständig. Eines Tages kam er mit einem Fläschchen und einer Spritze und sagte, er wolle mir eine Injektion geben, es wäre dies das Beste vom Besten. Ich bekam furchtbare Schmerzen, und als er am nächsten Morgen wieder kam und sich anschickte, die Injektion noch einmal zu machen, da zeigte er mir die Etikette des Fläschchens und sagte hierzu, dass dies eines der bekanntesten Mittel sei, um schmerzlindernd zu wirken, und er gab mir eine verstärkte Dosis. Ich klagte die ganze Nacht über noch größere Schmerzen, wimmerte und stöhnte und konnte den Besuch des Arztes in der Früh kaum erwarten. Ich schrie ihn an: „Das nennen Sie schmerzlindernd? Das ist mein sicherer Tod!“ Der Arzt sagte darauf: „Wir hören auf mit diesen Injektionen“ und nachdenklich fügte er hinzu: „Vielleicht ist es eine Verwechslung oder...“ Das Ende des Satzes hörte ich nicht mehr. Es dauerte viele Monate, ehe ich mich von dieser Prozedur wieder einigermaßen erholen konnte. War dies versuchter Mord mit Bazillen oder nicht? Das wird man wohl nie mehr erfahren, denn wenn ich gestorben wäre, hätte es im Befund sicher geheißen: der Tod wurde durch Lungenentzündung (oder Herzschwäche) herbeigeführt, eine Formel, die fast bei allen Kranken, die im Revier starben, angewendet wurde.

Unter den Häftlingen herrschte vielfach die Meinung: Revier bedeutet sicheren Tod und in offiziellen Stellen war es üblich zu sagen: „In Dachau sind nur Gesunde und Tote, Kranke gibt es nicht!“

### **Das Sehnen nach Freiheit**

Wenn man ein Vögelchen in einen Käfig sperrt, so wird dieses so lange an den Stäben des Käfigs kratzen und mit dem Schnabel wetzen, bis es irgendwo eine offene Stelle findet, durch die es ins Freie schlüpfen kann, oder es wird eines Tages, nach langem, vergeblichem Bemühen tot am Boden liegen. So ungefähr ist es auch in manchen Fällen bei den Menschen. Wenn man die Freiheit einmal verloren hat, weiß man diese erst recht zu schätzen. Wie groß die Sehnsucht nach Freiheit in den Konzentrationslagern war, lässt sich schwer schildern. Wenn die Häftlinge einige Stunden des Tages hinter hohen Mauern, tiefen Gräben, doppelten und dreifachen Stacheldrahtzäunen auf engem Raume auf und ab gingen, da sahen sie leuchtenden Auges hinauf zum Himmel, zur strahlenden Sonne: ihre Blicke weiteten sich hinüber zu den Menschen außerhalb des Lagers, zu ihren Lieben in der Heimat, mit Flüchen zu jenen Gewalttätigen, die sie in diese furchtbare Lage der Unfreiheit und Qual gebracht hatten. Sie bedauerten den Wurm und das Käferchen, die ihnen oft begegneten und die dort gezüchteten Karnickel, die ebenfalls in einer gewissen Gefangenschaft zu leben gezwungen waren, und schlossen mit ihnen Freundschaft; sie beneideten die Vögel, die Schmetterlinge, die Fliegen in der Luft, die frei im unendlichen Raum sich bewegen durften.

Der Drang nach Freiheit war bei manchen Häftlingen so groß und so ungestüm, dass sie mit beiden Händen an den Umfassungszäunen zu rütteln versuchten, um vielleicht

doch irgendwo eine schwache Stelle zu ergründen, um dann in den Besitz der goldenen Freiheit durch dieses Unterfangen zu gelangen. Sie büßten mit dem Tod, denn die Drähte waren mit elektrischem Strom geladen. Es gab aber auch Häftlinge, die, um die körperlichen und seelischen Leiden der Unfreiheit abzukürzen, sich mit Vorbedacht an die Zäune heranschlichen und die Erlösung im Verbrennungstod suchten.

Es gab im KZ Menschen, die bald die Hoffnung auf Befreiung und die damit etwa verbundene Freiheit aufgaben und andere wieder, die den festen Willen zeigten, durchzuhalten, komme was immer. Die ersteren verfielen der Verzagtheit, der Unentschlossenheit, der Menschenfeindlichkeit, sie schlossen sich ab, wurden Einzelgänger und so leicht eine Beute der Seuchen, die im Lager wüteten: die anderen ertrugen alle Leiden und Qualen mit Gleichmut, mit Phlegma, waren den Gerüchten und Parolen gegenüber verschlossen und abweisend. Zu diesen zählte auch ich.

Auch die geistige Freiheit war im KZ außerordentlich eingeengt. Es war wohl eine sogenannte Bibliothek mit nationalsozialistischem Gedankengut da, aber sie wurde naturgemäß wenig in Anspruch genommen, denn die Ansteckungsgefahr war groß. Sie wurde ebenso von den Seuchenverdächtigen benützt.

Politische Gespräche waren verboten, Vorträge für so fanatische und unbelehrbare Gegner des Regimes, wie wir es waren, unnütz und wirkungslos; das geistige Leben war völlig erstorben. Und doch: Als wir einmal allein und unbeobachtet waren, brachte einer von uns das Problem der Nationalsozialisten zur Sprache. Er sagte: „Schaut hinaus, wie die jungen Toten friedlich neben- und übereinander vor der Baracke liegen, unbekümmert darum, ob der eine ein Deutscher oder ein Franzose oder Russe oder Norweger oder Jugoslawe ist.“

Ein anderer sagte: „Ach, wie gerne wäre ich unter ihnen, schaut nur diese friedlichen, fast lächelnden Gesichter von diesen unglücklichen Menschenkindern an, man merkt es: Sie sind frei!“ Und ein Dritter forderte uns auf, vor die Baracken hinauszugehen, um den Abtransport der Toten zu sehen. Die starren Leichname wurden aufgeladen auf Lastautos: Österreicher, Belgier, Ukrainer, Italiener, Juden, alle durcheinander. „Wie sie sich gut vertragen“, bemerkte einer von uns. Nach einiger Zeit kräuselte ein bläulich-grauer Rauch durch den Kamin des Krematoriums zum Himmel empor und eine Stimme wurde hörbar, die sagte: „Viele Menschen verschiedener Nationen, Konfessionen und Rassen, und immer nur eine einzige, gleichbleibende Rauchsäule, die zum Himmel führt. Was im Tode möglich ist, muss auch unter den Lebenden möglich sein: allein die Einigkeit kann zur Freiheit führen!“ Diese Worte machten auf alle einen tiefen Eindruck und bestärkte uns in dem Willen, für die Einigkeit der europäischen Völker und der Völker der Welt im Sinne der Demokratie tätig zu sein. Jetzt erst recht!

Im KZ Dachau gab es verschiedenartige Häftlinge: solche, die wegen Abhörens fremder Radiosender zu einigen Jahren Kerkers und KZ verurteilt waren; solche, die irgendeine Kerkerstrafe abgeüßt hatten und statt in Freiheit ins KZ geschickt wurden;

solche, die wegen Arbeitsunlust angezeigt und dann als Saboteure bezeichnet wurden; solche, die sich in irgendeiner Art gegen die Sittengesetze vergangen hatten und dafür Kerker und KZ erhielten und solche, die wegen Zugehörigkeit zu irgendeiner ehemaligen antifaschistischen Partei verhaftet, meist ohne Urteil in das Gefängnis geworfen wurden und die dazu bestimmt waren, im KZ ihr Ende zu finden. Dies war die größte Gruppe und umfasste Angehörige aller europäischen Nationen, selbst auch Spanier und Spanienkämpfer.

Unter den politischen Häftlingen machten sich besonders die sogenannten Aktionshäftlinge bemerkbar, das waren Häftlinge, die am 22. August 1944 auf Grund der sehr bezeichnenden Gestapo-Parole „Gitter“ schlagartig im ganzen Reich verhaftet wurden und dann im KZ landeten. Es waren dies Angehörige aller möglichen Berufe, Klassen, Konfessionen, Rassen, Nationen, also Antifaschisten, die einmal irgendwann oder irgendwo eine mehr oder minder wichtige politische Rolle gespielt hatten. Die große Verhaftungswelle war eine Folge des Attentatsversuches der deutschen Offiziere auf Hitler am 20. Juli 1944. Es wurde weder bei der Verhaftung noch später gefragt, ob der „Delinquent“ schuldig oder unschuldig sei, er musste darauf gefasst sein, sein Leben zu verlieren oder bis zum Kriegsende qualvoll hinter Mauern und Stacheldraht verbringen zu müssen. Viele fanden den martervollen Tod, viele verkümmerten geistig und körperlich. Überall, wohin man im Lager auch sehen konnte: Elend, Not, Hunger, Durst, Ungeziefer, Tränen, Seufzen und Stöhnen. In einer solchen Umwelt saßen wir einmal in einem dunklen Raum wie von ungefähr beisammen und besprachen die furchtbare Situation, in der wir uns befanden.

„Ach“, sagte im Laufe der Gespräche ein Aktionshäftling, „wenn ich noch einmal das Glück habe, aus dieser Hölle herauskommen, ich werde mich nie mehr mit Politik beschäftigen, werde nur mehr meinem Beruf nachgehen, für meine Familie sorgen und allen politischen Streitereien aus dem Wege gehen!“ Eine Weile Totenstille! Dann löste sich die Spannung und ein Franzose sprang auf, schlug mit der Faust auf den Tisch und rief: „Das wäre Feigheit, Verrat und Sünde an dem Höchsten, für das wir bisher kämpften, an der Freiheit. Wenn alle dächten, so wie dieser Genosse da, ach, wohin kämen wir? Wieder könnte leicht eine faschistische Gruppe die Macht im Staat an sich reißen, wieder könnte sie, wenn es keinen Widerstand gäbe, den Staat erobern und wieder würden Millionen von Menschen zu Opfern neuer Gewalttaten. Nein, nein. Wenn wir uns aus diesem Kerker befreien können, dann“, sage er mit strahlenden Augen, „wollen wir erst recht politisch tätig sein, wollen die Massen aufklären über das, was im Staate, unter den Völkern und in der Welt vorgeht, wollen kämpfen mit allen Fasern unseres Herzens und des Geistes, damit wir unsere Völker und vor allem unsere Jugend vor dem Furchtbaren bewahren, das unsere Generation zu erdulden hatte.“ Seine Worte fanden begeisterten Widerhall. „Jetzt erst recht wollen wir kämpfen!“ Ein Aufpasser nahte. Die Sitzung, die für uns gefährlich hätte werden können, war zu Ende.

### **Die Amerikaner kommen!**

Wenn man die Lagerstadt entlang dann über die breite Lagerstraße ging, kam man zum Hauptplatz, auf dem die täglichen Appelle abgehalten wurden. Da gab es auch einen Ständer mit dem Lautsprecher eines Radios, der oft die für Hitler günstigen Heeresberichte in alle Winde schmetterte. Weniger freundliche oder gar einigermaßen ungünstige Berichte wurden verschwiegen. In solchen Fällen waren die „technischen Schwierigkeiten“ immer so groß, dass der Lautsprecher eben nicht in Bewegung gesetzt werden konnte. Wie erstaunt waren wir aber, als auf einmal Kanonendonner hörbar wurde. Dann knatterten in weiter Ferne Maschinengewehre; die Flieger, deutsche und fremde, umkreisten immer öfter das Lager bei Tag und bei Nacht, da und dort auf Industriebetriebe, die knapp außerhalb der Umfassungsmauer ihren Standort hatten, Bomben niederwerfend. Wir durften uns in solchen Fällen außerhalb der Baracke nicht sehen lassen, mussten uns vielmehr auf unsere Pritschen legen und liegend warten. Die Geschosse krachten, die Fenster klirrten, dichte Rauchwolken legten sich auf das Lager, aber die gegnerischen Flieger waren so anständig, das Lager selbst, in dem 33.000 Menschen um ihr Leben bangten, mit Bombenwürfen zu verschonen. Häftlinge, die außerhalb des Lagers in Arbeit standen, brachten die Nachricht, dass die Amerikaner bereits östlich von Augsburg ständen.

Das gab eine Aufregung! Die Kunde ging von Mund zu Mund. „Hast du schon gehört?“ „Die Amerikaner, die Amerikaner, die Amerikaner!“ Noch mussten sich die Häftlinge Zwang auferlegen in den Äußerungen ihrer revoltierenden Gefühle, denn noch stand ja die SS kampfbereit unmittelbar vor den Lagermauern; aber die Blicke der Häftlinge waren unentwegt nach Westen gerichtet, die Detonationen der Fliegerbomben mischten sich dort in das Getöse der Geschütze und zwischendurch war auch das Zischen und Rattern der Maschinengewehre und Gewehre schon hörbar, eine himmlische Symphonie, die uns die goldene Freiheit verkündete.

Aber: o weh! Die nächsten Tage war der Kampflärm kaum noch hörbar. Sind die Amerikaner zurückgeschlagen? Sollen wir noch weiter die Tyrannei und die Schrecken des Lagerlebens ertragen? Gerüchte und Parolen wurden laut. Die SS will Widerstand leisten; aber vorher werden alle Häftlinge im Lager liquidiert. Dieses sollte mit Brand- und Sprengbomben von Flugzeugen aus, die schon bereitstünden, belegt, etwa noch fliehende Häftlinge von den Wachtürmen aus mit Granat- und Minenwerfern sowie Maschinengewehren, die auch schon in Richtung gebracht worden seien, niedergemäht werden. Die mit besonders starkem elektrischem Strom gefüllten Umfassungszäune werden jede Flucht unmöglich machen und wenn es dennoch einzelnen Menschen gelingen sollte, ins Freie zu kommen, so wird auf diese von der SS eine lustige „Hasenjagd“ veranstaltet werden.

Die Häftlinge, welcher Nation sie immer angehören mochten, waren bedrückt, verängstigt; Niedergeschlagenheit, Mutlosigkeit, Entsetzen und Verzweiflung bemächtigte sich aller. Der Kampfeslärm von Westen her wurde wieder vernehmbarer, immer lauter und lauter. Neuer Mut, neue Kraft, neue Hoffnung, neue

Willensstärke flammten auf! Nach einiger Zeit hörte man, dass es einigen Häftlingen, die außerhalb der Lagermauern arbeiteten, gelungen sei, die Linien der SS in der Nacht zu überschreiten, zu den Amerikanern vorzudringen und diese auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die dem Dachauer Lager drohten. Sie trugen die Bitte vor, rascher vorzustoßen und die fast 40.000 Insassen des Lagers zu retten. Tags darauf – all das spielte sich in den letzten zehn Tagen des Monats April 1945 ab – entschloss sich die SS abzuziehen und Verteidigungsstellungen in den bayrisch-tirolerischen Alpen zu beziehen, da die große Gefahr bestand, dass sie sonst selbst in Gefangenschaft geraten könnten. Die Pläne zur Vernichtung des Lagers wurden aufgegeben und man entschloss sich in letzter Stunde, alle jene Häftlinge, die marschfähig waren, mitzunehmen. Die Hoffnung, unterwegs in irgendeiner Form in Freiheit zu kommen, bewog einige davon, sich der SS anzuschließen. Es kam zum sogenannten „Todesmarsch“. Schlechtes Wetter, ungenügende Bekleidung, Hunger, reißende Hunde, die die Marschierenden flankierten und Fluchtversuche unmöglich machten, Genickschüsse für jene, die den Strapazen nicht gewachsen waren, dezimierten die Kompanien, Bataillone und nur wenige konnten den Weg in die Heimat und damit in die Freiheit finden. Unterdessen rückten die Amerikaner ins KZ Dachau ein.

### **Heimweh**

Ich hätte es nie für möglich gehalten, mit welcher Inbrunst und Liebe die Menschen, welcher Nation, Rasse oder Konfession sie immer angehörten, an ihrer Heimat hängen. Wenn die Häftlinge hinter eng verschlungenem Stacheldraht standen oder auf und ab gingen, so sprachen sie täglich, immer und immer wieder, von daheim, von ihrer Frau, den Kindern, den Vätern und Müttern und konnten es in keiner Weise begreifen, dass das Unrecht, das ihnen angetan wurde, dauernd triumphieren sollte. Wenn der eine oder der andere einen Brief oder gar ein Paket von zu Hause bekam, da freuten sich alle und es gab ein Fragen, wie es dort wohl aussehen mag; ob die Heimat auf uns vergessen habe, ob für die Kärntner am Tag der Volksabstimmung, oder zu Weihnachten, dem Neujahrstag, zu Ostern oder durch die Erinnerung an ein sonstiges Ereignis vielleicht eine Amnestie erwirkt werden könnte? Und wenn wir am Weihnachtsabend alte, heimische Weisen vor uns hin brummten, da kollerten manchem Häftling die Tränen aus den Augen; er dachte an daheim, an das Unrecht, ja Verbrechen, das man damit begeht, ihn da unter Qualen festzuhalten, ohne Grund, ohne Einvernahme, ohne Gericht, ohne Verurteilung.

Welch ein Jubel herrschte im ganzen Lager, als die Nachricht kam, die Kärntner dürften am 26. April 1945 nach Hause! Sie vergaßen aufs Essen, vielfach auch auf das Abschiednehmen, sie stürmten die Lagerstraße hinauf, durch das Lagertor hinaus aber, ach, es ging kein Zug mehr! Rasch entschlossen machten sie sich über die hohen bayrisch-tirolerischen und salzburgerischen Berge, trotz großer Strapazen, zu Fuß auf den Weg in die Heimat.

Ich blieb im Lager zurück, denn ich war krank, elend, zum Skelett abgemagert und konnte meine Füße vor Schwäche nicht mehr bewegen. Ich haderte mit meinem Schicksal. Warum durfte ich nicht auch mit den übrigen Kärntnern die Heimat erleben? Warum sollte ich noch länger dableiben in der Fremde und weiter die Qualen des Lagers tragen? Warum das alles? Ich las die Antwort in den Augen meiner Abschied nehmenden Freunde, die mir sagten: Du wirst tot sein und wirst die Heimat nicht wiedersehen. Mein Wille, in die Heimat zu kommen, war stärker als der Tod! Ich kam zwei Monate später mit noch anderen Kärntnern, festlich empfangen, in Klagenfurt an.

### **Die Amerikaner übernehmen das Lager**

Als die ersten amerikanischen Soldaten in das Lager einrückten und die wichtigsten Stützpunkte besetzten, da wurde eine Begeisterung ausgelöst, von der man sich kaum eine Vorstellung machen kann. In allen Sprachen Europas wurden freundliche Begrüßungsworte laut, einzeln und im Chor; viele Häftlinge, besonders Spanier und Italiener, umarmten und küssten einander, Fahnen in den Farben aller europäischen Staaten wurden auf den Baracken hochgezogen, Transparente, blumengeschmückt, wurden da und dort angebracht, die Nationalhymnen gesungen und gespielt und jeder einzelne amerikanische Soldat war bald das Objekt von Beifalls- und Begeisterungstürmen. „Wir haben euch die Freiheit gebracht“, sagte ein amerikanischer General auf dem großen Appellplatz unter dem Jubel Zehntausender von Häftlingen und er fügte hinzu: „Wir werden euch mit allen Transportmitteln, die uns zur Verfügung stehen, in die Heimat bringen.“ Die Masse begann zu toben, die Menschen drückten sich gegenseitig die Hände, schworen sich auf immer Freundschaft, ob es Deutsche, Franzosen, Russen, Holländer, Jugoslawen, Italiener oder Angehörige einer anderen europäischen Nation waren. Das Bild zeigte im Kleinen ein geeintes Europa, verbunden durch das Band der wiedergewonnenen Freiheit und der Liebe zur Heimat. Die nächsten Tage brachten mancherlei Überraschungen. Das Kampfgebiet weitete sich nach Osten und Süden aus, Flugzeuge waren immer seltener zu sehen, das Geschützfeuer machte einem dumpfen, immer entfernter werdenden Rollen Platz, die Maschinengewehre knatterten immer seltener. Unterdessen öffneten sich die Türen des Lagergefängnisses weit und viele der ehemaligen Häftlinge flatterten hinaus in die Freiheit, der geliebten Heimat zu. Die Wachttürme verödeten, die hohen Drahtzäune zeigten keinen elektrischen Strom mehr, die Scheinwerfer in der Nacht waren überflüssig geworden es wurde im Lager immer stiller. Keiner der ehemaligen Gefangenen fragte nach einem Transportmittel, jeder suchte so schnell als möglich in irgendeiner Art die Stätte des Grauens und der Vernichtung zu verlassen; übrig blieben nur noch die Kranken. Aber auch im Revier änderte sich vieles. Die Kranken durften wieder gutes, frisches Wasser trinken. Es gab wieder genug zu essen. Amerikanische Ärzte und Krankenschwestern betreuten die Kranken, Röntgenapparate wurden eingesetzt, Operationssäle geschaffen und mit allerlei Instrumenten ausgestattet, die Seuchenverdächtigen von allen anderen

Kranken abgeschlossen, und zwar so, dass diese in das von der SS verlassene Lager, das außerhalb der Umfassungsmauern lag, gebracht wurden, und dergleichen mehr. Es gab auch Kranke, die in einem Sanatorium in München oder anderswo Platz fanden, Rekonvaleszenten, die in die Schweiz oder in ein anderes Land gebracht werden konnten.

Das ehemalige Lager der SS bestand im Gegensatz zum Lager der Häftlinge nicht nur aus Baracken, sondern auch aus einer größeren Zahl schöner Häuser und Villen, in denen Offizierswohnungen, die herrlich ausgestattet waren, Versammlungs-, Unterhaltungs-, Lese- und Sportsäle untergebracht waren. Herrliche, tief gepolsterte Sessel, wunderbare Vorhänge, glitzernde Luster, getäfelte Zimmer, weißgekachelte Baderäume, reinweiße Damast-Wäsche mit Brüsseler Spitzenbehang, Matratzen mit Rosshaaren gefüllt, große Magazine mit anderen wertvollen Sachen, eigene Bäckereien, Fleischhauereien, Offiziers- und Unteroffiziersküchen, Kasinos, Renn- und Pferdeställe, Hundezuchtanstalten usw., usw. waren zu sehen.

Ihr Bordell aber haben sie in das Lager der Häftlinge hinein verlegt und wenn ein Inspizierender kam, so wurde diesem mit Genugtuung diese Einrichtung gezeigt und gleichzeitig davon erzählt, wie „fürsorglich“ die Häftlinge behandelt würden. Ich lag auch in einer Baracke des ehemaligen SS-Lagers und war infolge der Behandlung im Häftlingslager körperlich völlig herabgekommen, so dass nach ärztlichem Gutachten kaum noch große Hoffnung bestand, mich am Leben zu erhalten. Die Amerikaner taten alles, um mir zu helfen. Ich aß und trank nach Lust und wurde eines Tages, wie alle anderen Kranken, auch röntgenisiert. Dabei wurden einige Schatten in der Lunge entdeckt. Dies und der Umstand, dass dort die beste Verpflegung und auch die beste Art der Behandlung vorgesehen waren, führte dazu, dass ich merkwürdigerweise in die Abteilung für Tuberkuloseerkrankungen kam. Ich war erschüttert, als ich in den Krankensaal kam und das Bett zugewiesen bekam, in dem, wie mir von einem Patienten mitgeteilt wurde, in der vergangenen Nacht gerade ein Tuberkulöser gestorben war. Ich setzte mich auf den Bettrand und sagte zu mir selbst: „Das ist dein Ende!“ Rechts von mir ein junger Student, er fieberte, rang nach Atem, das Husten und Spucken wollte kein Ende mehr nehmen; links von meinem Bett, eng anschließend, lag ein junger Mann, der, wenn eine Schwester ihn auch nur leise anrührte, entsetzliche Schmerzensschreie ausstieß, er hatte hochgeschwollene Knie und war knochentuberkulös. Vor mir lag ein Kranker in Agonie, weiter dort merkte ich einen Klumpen, mit einer Decke verhüllt – es war ein gerade Gestorbener. Wohin ich auch sah, überall grüßte mir der Tod in verschiedenen Formen entgegen. Es waren die letzten Opfer eines Regimes, das sich die Vernichtung von hunderttausenden Menschen durch die Konzentrationslager zum Ziel gesetzt hatte. Wie schrecklich war das alles! Ein marmorweißer Arm mit langen, dünnen Fingern wies auf mich her und nicht weit davon ein Totenschädel mit tiefen, dunklen Augenhöhlen, aber noch glänzenden Augen, glotzte auf mich herüber und ein Knochengestell, mit einem Leintuch bedeckt, versuchte einige Male vergebens, sich nach der Richtung zu drehen, in der ich verzweiflungsvoll saß. Ich sank hin auf das Bett, man brachte mir das Essen

und ich winkte ab: man verstand mich nicht und ich schenkte alles, was ich bekam, meinem Nachbar, dem jungen, jugoslawischen Studenten. Der aß, was er bekam. denn er war wie viele Tbc-Kranke, auch ein Vielesser. Er warf mir dann immer wieder einen dankbaren Blick zu und so förmlich als Anerkennung wandte er sich, wenn er einen starken Hustenanfall bekam, von mir ab. Ich wurde schwächer und schwächer und machte in Gedanken den Schlusstrich unter mein Leben. Der amerikanische Arzt aber gab die Hoffnung nicht auf und versuchte es mit einer Bluttransfusion und dann mit einer Traubenzuckerinjektion und zwang mich zu essen, was ich bekam. Er sagte immer wieder: „Der Zwang des Krankenhauses (Sanatoriums) ist nicht der des Konzentrationslagers. Mein Zwang bringt nicht den Tod, wenn dies nur irgendwie möglich ist, sondern das Leben, nicht die Fremde, sondern die Heimat, nicht die Knebelung des Geistes, sondern die Freiheit.“

Mein Zustand begann sich trotz der größten Infektionsgefahr, die man sich nur vorzustellen vermag, allmählich zu bessern. Ich konnte mich bald wieder im Bette von einer Seite auf die andere legen, später aufsitzen und dann sogar eine kurze Weile im Tag aufstehen. Aber der Arzt zwang mich, im Bette zu bleiben. Ich wusste nicht warum, aber er wird schon recht gehabt haben. Ich sah mich nach Bekannten um. Aber es war keiner zu sehen. Es waren Angehörige aller Nationen Europas da, aber Europa ist noch nicht unsere Heimat, es verbindet uns zu wenig miteinander und Österreicher fand ich keinen. Es war schwer für mich, Tag und Nacht nur das furchtbare Elend im Krankensaal zu sehen, die oft qualvollen Aufschreie von Schmerzen nach der Mutter, der Frau, den Kindern zu hören, die mit Bazillen geschwängerte Luft zu atmen, den entsetzlichen Druck der verschiedenen Krankheitsbilder, den stinkenden Dunst eines mit Kranken gefüllten Saales immer wieder wahrzunehmen. Schließlich ging ich ohne Erlaubnis hinaus in die Sonne, immer öfter und öfter; ich wollte wieder einmal frei sein, die gute frische Luft atmen, gesunde Menschen sehen und mit ihnen sprechen können.

### **Der Weg in die Heimat**

Wenn man in der Fremde ist, weiß man erst die Heimat so richtig zu schätzen. Das mussten viele meiner Freunde erfahren, besonders jene, die freiwillig nach Spanien gingen, um dort in der Internationalen Brigade gegen den Diktator Franco zu kämpfen, aber dann nach dem Fehlschlagen dieser Aktion in Frankreich festgehalten und von da nach einigen Monaten von der Hitler-Armee nach Deutschland gebracht wurden. Auch eine beträchtliche Zahl Österreicher waren dabei. Sie waren tüchtige Menschen und die Häftlinge von Dachau hatten in der Hauptsache diesen den neuerlichen Aufbau und die allmähliche Ausgestaltung des Reviers (Krankenhauses) zu danken. In der letzten Zeit hatte ein Spanienkämpfer aus Kärnten da sehr verdienstvoll gewirkt und die Leitung innegehabt. Viele dieser Menschen haben oft und oft ihrer Heimat gedacht, haben erzählt, was sie durch den Nationalsozialismus alles verloren hätten: die Eltern, oft auch die Frau; die Kinder sind bei fremden Leuten, die Wohnung ist beschlagnahmt, Wäsche und Einrichtung sind gestohlen worden, der Arbeitsplatz ist nicht wieder zu haben; eine neue Generation ist, während er in der

Fremde war, herangewachsen, die ihn kaum noch kennt und doch! Dort wo er aufgewachsen ist, ist seine Heimat und der erste Weg, wenn das Tor des Konzentrationslagers geöffnet würde, sei der nach Hause. Und so wie diesen Spanienkämpfern ging es allen anderen Häftlingen, von welchem Lande sie auch gekommen sein mögen, welche Sprache sie gesprochen und welcher Rasse sie angehört haben. So ging es auch mir.

Im März 1945 hieß es, die Kärntner werden nach Hause gehen können. Ich verließ sofort das Revier, ging in den Block zurück, um bei der Fahrt in die Heimat dabei sein zu können. Wie groß war die Enttäuschung, als nichts daraus wurde. Ich ging wieder in meine Krankenstube zurück. Als dann die Amerikaner kamen, wurden der Glaube und die Hoffnung immer stärker, jetzt endlich in die Heimat zu kommen. Wir erinnerten uns an die Zusage eines Offiziers, der uns erklärte, dass die Amerikaner alles tun würden, um die Häftlinge schnellstens abzutransportieren, mit Ross und Wagen, mit Autos, mit der Eisenbahn und die Kranken mit Flugzeugen. Es war nicht ganz so und es dauerte geraume Zeit, bis die vielen Tausenden, Angehörige fremder, oft weit entfernter Staaten, an die Reihe kamen.

Die Österreicher wurden gesammelt und in einem Gebäude untergebracht, das eine Offiziersunterkunft der SS gewesen sein dürfte. Wir hatten gute Betten, eine angenehme Verpflegung, konnten uns innerhalb eines gewissen Rayons frei bewegen, aber wir mussten warten, warten und noch einmal warten. Die Stunden wurden zu Tagen, Tage zu Monaten und diese zu Jahren. Wir konnten es nicht begreifen, dass man mit unserer Heimbeförderung so lange warte, warum man nicht einer Autokolonne einen Auftrag gäbe, uns mitzunehmen, warum die Heimat nicht auf unseren Abtransport dränge. Wie oft gingen wir hinaus auf irgendeine Straßenkreuzung, um Ausschau zu halten nach den Wagen, die uns nach Hause bringen sollten. Alles vergebens!

Endlich, nach Tagen und Wochen kam ein Transport, bestehend aus einigen Autobussen und einem Rot-Kreuz-Wagen, in Dachau an und wir konnten am 27. Juni 1945 in aller Früh die Reise nach Kärnten antreten. Ich konnte im Sanitätswagen Platz finden. Über München, Salzburg und Gastein ging es nach Kärnten. Da erwarteten uns Abgesandte der Landesregierung. In Spittal war großer Empfang. Hunderte von Menschen empfingen uns mit Blumen und eine ehemalige Schülerin verehrte uns allen ein schönes Gedicht.

In allen folgenden Dörfern winkten uns bei der Durchfahrt zahlreiche Menschen zu, bis wir nach Villach kamen. Da war wieder großer Empfang. Meine Freunde von der Bezirksorganisation der Sozialistischen Partei überreichten mir einen großen Strauß roter Nelken. Da sah ich auch nach langer, harter Zeit meine Frau wieder. Es war mittlerweile Nacht geworden und wir kamen verspätet in Klagenfurt an.

Hunderte von Menschen warteten trotz des regnerischen Wetters auf uns, doch sollte der festliche Empfang am darauffolgenden Tag, dem 28. Juni 1945, stattfinden. An diesem Tage, um 10 Uhr vormittags, war auf dem Neuen Platz eine große

Menschenmenge versammelt. Wir wurden von Mitgliedern der Landesregierung herzlichst begrüßt, von diesen im Saal des E-Werkes in der St.-Veiter-Straße bewirtet und dann mit Personenautos in die engere Heimat gebracht.

### Ausklang

Bald nach der Liquidierung der verschiedenen Konzentrationslager schritten die ehemaligen Häftlinge daran, sich eine Organisation zu schaffen, die sich zur Aufgabe stellen sollte, einerseits alle Maßnahmen zu beraten, die notwendig sind, um eine entsprechende Betreuung der Opfer des Faschismus in die Wege leiten zu können, andererseits um den Kampf gegen den Faschismus, in welcher Form dieser auch immer wieder in Erscheinung treten sollte, mit verschärften Mitteln zu führen. Die Frage der Betreuung der ehemals politisch Verfolgten sollte in der Weise geschehen, dass man einen Bundesverband schuf, der sich aus Vertretern der Landesverbände zusammensetzte und der die Aufgabe erhalten sollte, der Bundesregierung entsprechende Gesetzesvorschläge zu unterbreiten. Es fanden zu diesem Zwecke Zusammenkünfte mit Beratungen in Wien, Innsbruck, Gmunden, Eisenstadt und Graz statt, die schließlich im Wesentlichen drei Gesetzesvorschläge zutage förderten:

1. Das erste und zweite Opferfürsorgegesetz.
2. Das Privilegierungsgesetz, das dem Bundesverband ehemals politisch Verfolgter einen kammerartigen Charakter gibt.
3. Das Wiedereinstellungsgesetz.

Die Regierung, die Ministerien und die politischen Parteien beschäftigten sich mit den Vorschlägen und legten sie, ohne auf besonders großen Abänderungen zu bestehen, dem Parlament vor. Dieses beschloss die Gesetzesentwürfe einstimmig.

Der Kampf gegen einen etwa auftretenden Neofaschismus wurde in Versammlungen, in der Presse, in den öffentlichen Körperschaften von allen drei demokratischen Parteien geführt und hatte die Nazi-Gesetze zur Folge, die erst von den Besatzungsmächten ihre Sanktion erhalten mussten. Alle diese Erfolge waren nur möglich, weil die ehemals politisch Verfolgten, insbesondere die KZ-Häftlinge, es verstanden, großen Einfluss auf ihre Parteien zu nehmen. Der Bundeskanzler und eine große Zahl von Ministern, Landeshauptleuten, Landesregierungsreferenten, Parlamentsmitgliedern gehörten zu den ehemals politisch Verfolgten. Kaum waren aber alle diese gewiss nicht zu unterschätzenden Erfolge erzielt – sie brachten unter anderem Renten für Hinterbliebene und körperlich Geschädigte, Unterstützungen für Existenzgründungen, Vorteile auf Grund der Amtsbescheinigungen und der Opferfürsorgeausweise, Mobilisierung der gesamten öffentlichen Meinung gegen jede Art von Neofaschismus und anderes mehr –, als auch schon im Verband ehemals politisch Verfolgter, der mittlerweile gut ausgebaut worden war, gewisse Gegensätzlichkeiten sich bemerkbar machten. Im Verband waren alle drei demokratischen Parteien in gleicher Stärke vertreten. Dies war auch im

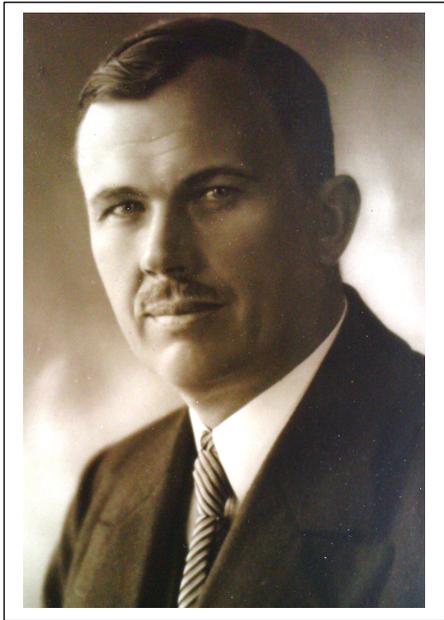
Privilegierungsgesetz festgelegt. Die Kommunisten waren mit dieser Gleichheit nicht einverstanden, obwohl ihre Vertreter im Parlament für das Gesetz stimmten. Sie forderten die Proportion bei den Wahlen für die Verbandsausschüsse. Das brachte Erregung in die beiden anderen Parteien, die bei politischen Wahlen zusammengenommen eine große Mehrheit hatten. Sie warfen also die Frage in die Diskussion: unpolitischer, das heißt von den Kommunisten geführter Verband, oder Parteidisziplin. Die Anhänger der SPÖ und der ÖVP stellten die Parteidisziplin über den Verband und so kam es, dass dieser in drei Teile sich aufspaltete:

1. in die sozialistische Betreuungsstelle ehemals politisch Verfolgter,
2. in die Betreuungsstelle der ÖVP, und
3. in den kommunistischen Verband ehemals politisch Verfolgter.

Der neue Verband kommunistischer Prägung ist mittlerweile einer kommunistischen internationalen Organisation politischer Häftlinge beigetreten. In Kärnten scheint aber insofern eine neuerliche Absplitterung stattgefunden zu haben, als ein Teil der Mitglieder der slowenischen Sektion in dem Zwiespalt zwischen Russland und Jugoslawien sich an die Seite Titos und ein anderer Teil an die Seite des Kominform geschlagen hat.

Ich war als erster Präsident des Verbandes ehemals politisch Verfolgter in Kärnten redlich bemüht, die Einheit und Geschlossenheit des einheitlichen Verbandes aufrechtzuerhalten. Aber eine unpolitische und unparteiliche Organisation kann nur dann bestehen, wenn alle Mitglieder sich bemühen, alle politischen Streitfragen in den Diskussionen auszumerzen, sich aber der Majorität in demokratischer Art zu fügen und einmal beschlossene Gesetze nur im Wege der Novellierung ändern zu wollen. Es ist müßig, über zukünftige Bestrebungen der ehemals politisch Verfolgten Prognosen aufzustellen. Maßgebend ist die politische Entwicklung in Europa und in der Welt. Sind einmal Friede und Freiheit gesichert, so wird auch den Kämpfern für diese beiden Ziele als Lohn Recht und Gerechtigkeit zuteil werden.

\*\*\*



## IN MEMORIAM HANS LAGGER

Hans Lager wurde am 24. Juni 1882 in Mauthen im Gailtal als Sohn des Zimmermanns Michael Lager und seiner Ehefrau Anna geb. Katschnig geboren. Nach dem Besuch der Elementarschule trat er 1896 in die Lehrer-Bildungsanstalt in Klagenfurt ein und wurde nach seiner Ausbildung zunächst Volksschullehrer an der gemischtsprachigen Volksschule in Feistritz an der Gail/Bistrica na Zilji.

1908/1909 übersiedelte Hans Lager nach Wolfsberg, setzte hier seine berufliche Laufbahn als Bürgerschul-Fachlehrer fort, wurde aber in der Bezirksstadt auch Mitglied des Gemeinderates, nachdem er sich bereits zuvor im Gailtal in der Lokalorganisation der SDAP für die Arbeiterbewegung engagiert hatte.

In den folgenden Jahren des Ersten Weltkrieges erfasste Hans Lager der Militärdienst. Er diente als Offizier der k.u.k. Armee (1915 – 1918) und engagierte sich danach mit all seinen Kräften einerseits im Rahmen des Kärntner Freiheitskampfes und andererseits als umsichtiger Politiker an der Entstehung der Republik Österreich. 1919 wurde er zum Abgeordneten des Kärntner Landtages gewählt und avancierte rasch zum Mitglied der Kärntner Landesregierung. 1921 wurde er Mitglied der Landesparteivertretung der SDAP. Als Landesrat (1919 – 1927 und 1931 – 1934) wurde er mit dem Hintergrund seiner pädagogischen Ausbildung, seiner Lebenserfahrung und seiner imposanten Erscheinung zur anerkannten und glaubwürdigen Persönlichkeit, die sich landauf, landab der „einfachen“ Bevölkerung in unzähligen Diskussionen stellte und insbesondere den Landarbeitern, aber auch den Kriegsversehrten zum Vertrauensmann wurde. Privat ehelichte Hans Lager im August 1918 Margarethe von Kuh und erlitt im Jahre 1926 im kurzen Abstand weniger Wochen den Verlust beider Eltern.

Als Politiker versah er einen schwierigen Dienst. Etliche Jahre war Lager Finanzreferent und damit wohl „Sanitäter eines schwer heilbaren Patienten“. In der Zeit der ausgehenden Halsburger-Monarchie waren in Kärnten mehr als die Hälfte der Bewohner in der Land- und Forstwirtschaft tätig. Auch nach 1918 blieb Kärnten vorwiegend ein Agrarland. Die bäuerlichen Betriebe waren jedoch klein. Von den rund 30.000 Bauernhöfen verfügte nur etwa jeder



Hans Lager spricht in einer Versammlung vor Landarbeitern (ca. 1927; AdA, Bestand Dinklage)

Zehnte über eine Fläche von mehr als zehn Hektar. 1930 gab es im Bundesland zirka 30.000 land- und forstwirtschaftliche Betriebe, wobei ein Drittel als Klein- und Mittelbetriebe mit weniger als 20 Hektar Grund galten. Fast jeder fünfte Betrieb war ein Kleinstbetrieb mit unter zwei Hektar Fläche. Bis 1939 verstärkte sich der Trend zu den „Zwergbetrieben“. Äußerst langsam setzte die Mechanisierung der Landwirtschaft ein. 1930 zählte man beispielsweise in ganz Kärnten nur 34 Traktoren. Die Nachkriegsinflation, der wirtschaftliche Strukturwandel und die Weltwirtschaftskrise sollten zu bestimmenden Markierungen auf einem gesellschaftlichen Weg werden, der zunächst in einer massiven Arbeitslosigkeit und in deren Folge in politischem Totalitarismus mündete. (Valentin, 100 ff.)

Wie viele andere sozialdemokratische Akteure zog sich Hans Lager in den Jahren nach 1934 zurück. Er blickte bereits auf ein überaus ereignisreiches und anstrengend verlaufendes Leben, hatte den frühen Tod etlicher Mitstreiter erleben müssen und war einer der Wenigen, die ernsthaft an bleibenden Reflexionen zur erlebten Zeitgeschichte arbeitete. Seine Schriften über den ungeheuren Militarismus des Ersten Weltkrieges stammen aus der Sicht eines Insiders des Habsburg-monarchistischen Systems und zeigen ungeschönt die perversen Auswirkungen eines kriegführenden Staates auf seine zivile Bevölkerung.

Seine Veröffentlichung über Florian Gröger, den „roten Landeshauptmann“ wiederum macht deutlich, wie in der Folge des Kärntner Freiheitskampfes die Kärntner Sozialdemokratie von einem bestimmend auftretenden national-konservativen Lager dominiert wurde und wie

(weiter S. 40)



Oben: Mit Kriegsbeginn verschlechtern sich die Lebensumstände für die Häftlinge im KZ Dachau drastisch. Die mörderischen Arbeitsbedingungen, die unzureichende Versorgung und die mangelnde Hygiene im Lager führen zu einem sprunghaften Anstieg der Sterberate. Häftlinge beim Appellstehen, Propagandaaufnahme der SS (Bundesarchiv), ca. 1940.

Unten: Am 29. April 1945 befreien Einheiten der US-Armee das KZ Dachau. Noch am selben Tag gründen Überlebende ein internationales Lagerkomitee. Für Tausende Häftlinge kommt die Rettung zu spät – sie sterben an Entkräftung, Krankheiten und den Folgen der KZ-Haft. Quelle:

<https://www.kz-gedenkstaette-dachau.de/historischer-ort/kz-dachau-1933-1945/>





„Über München, Salzburg und Gastein ging es nach Kärnten. Da erwarteten uns Abgesandte der Landesregierung. In Spittal war großer Empfang. Hunderte von Menschen empfingen uns mit Blumen und eine ehemalige Schülerin verehrte uns allen ein schönes Gedicht. In allen folgenden Dörfern winkten uns bei der Durchfahrt zahlreiche Menschen zu, bis wir nach Villach kamen. Da war wieder großer Empfang. Meine Freunde von der Bezirksorganisation der Sozialistischen Partei überreichten mir einen großen Strauß roter Nelken. Da sah ich auch nach langer, harter Zeit meine Frau wieder. Es war mittlerweile Nacht geworden und wir kamen verspätet in Klagenfurt an. Hunderte von Menschen warteten trotz des regnerischen Wetters auf uns, doch sollte der festliche Empfang am darauffolgenden Tag, dem 28. Juni 1945, stattfinden. An diesem Tage, um 10 Uhr vormittags, war auf dem Neuen Platz eine große Menschenmenge versammelt (...)" (Lagger, Die Wahrheit über Dachau).



Bürgermeister Schatzmayr (oben) empfängt auf dem Neuen Platz in Klagenfurt mit Hunderten mitfühlenden Landesbürger\*innen die heimkehrenden NS-Verfolgten aus dem KZ Dachau. (AdA, Bestand Zuber 1945).



# Kärntner Nachrichten

Herausgeber: P. W. B. 8. Armee

NUMMER 39

KLAGENFURT, Donnerstag, den 28. Juni 1945

PREIS 10 GROSCHEN

## Deutscher Industriebesitz in USA wird enteignet

### Zwecks Verhinderung deutschen Wirtschaftseinflusses

Washington, 27. Juni. Geschäftsanteile deutscher Industriekonzerne im Werte von 164 Millionen Dollar, die in den Vereinigten Staaten als amerikanisches oder neutrales Eigentum getarnt waren, um sie dem Zugriff amerikanischer Behörden zu entziehen, sind vom Freihändler James B. Markham als feindliche Vermögen aufgedeckt worden. Jetzt soll dem amerikanischen Kongress eine Gesetzesvorlage zugeleitet werden, die die Enteignung des beschlagnahmten deutschen Vermögens in den Vereinigten Staaten vorsieht, um in Zukunft den Aufbau eines getarnten Wehrwirtschaftsapparates zu verhindern.

Insgesamt sind die deutschen Geschäftsstellen von 195 Unternehmungen in Amerika beschlagnahmt worden. In etwa 60 Fällen war das deutsche Eigentum in einer Weise als amerikanisches oder neutrales Eigentum getarnt, die jederzeit die Fortführung in deutschem Besitz ermöglichte. Nunmehr wird allen Versuchen ein Riegel vorgeschoben werden, diesen Vermögenswerten im Laufe der Zeit wieder ihren früheren deutschen Besitzern in die Hände zu spielen.

Wie Markham berichtet, geht aus den von ihm in Deutschland durchsuchten Aktienbüchern zu ersehen, daß die Reichsregierung schon 1939 bei Kriegsausbruch eine großangelegte Aktion einleitete, um es Deutschen in den USA zu ermöglichen, ihr Vermögen dem Zugriff der Behörden zu entziehen. Zu den wichtigsten Unternehmungen, die in dieser Weise die wahren Besitzverhältnisse zu verheimlichen suchten, gehören „General Aniline and Film

Corporation“, die bedeutendste amerikanische Tochtergesellschaft der I. G. Farbenindustrie, mit Aktiven im Werte von 70 Millionen Dollar, ferner „American Potash and Chemical Corporation“ sowie die amerikanischen Niederlassungen bekannter deutscher Unternehmungen, wie „Schering“, „Bosch“ und „Zeiss“.

In dem Bericht heißt es weiter: „Am beliebtesten war der Trick mit dem „Rückkaufrecht“. Die deutschen Geschäftsanteile wurden an eine amerikanische Gesellschaft zu einem rein nominellen Preis an eine nichtdeutsche verkauft, die aber dem Verkäufer das Recht einräumte, die Anteile jederzeit zum gleichen Preis, der nur einen Bruchteil des wirklichen Wertes darstellte, zurückzukaufen. Ein Beispiel für diese Methode lieferte die „General Dyestuff Corporation“, die jetzt in den Besitz des amerikanischen Staates übergegangen ist.

Es wurde festgestellt, daß in 28 Unternehmungen, darunter einige der bedeutendsten chemischen Fabriken, deutsche Beteiligungen aufgedeckt wurden, die bereits im ersten Weltkrieg beschlagnahmt und dann zum Schein amerikanisiert worden waren. 14 der Unternehmungen waren in der Zeit zwischen den zwei Weltkriegen an denselben deutschen Besitzer zurückgelangt, dem sie ursprünglich gehört haben.

Als wirksamsten Faktor gegen eine neuerliche deutsche Durchdringung der amerikanischen Industrie bezeichnet Markham die Tatsache, daß die amerikanische Industrie nicht mehr an deutscher Forschungsarbeit teilnimmt.

### Tokio berichtet:

## Neue alliierte Truppenlandung im Pazifik

Radio Tokio meldete gestern morgen eine weitere Landung alliierter Truppen im Pazifik. Es handelt sich um die Insel Kume der Karana-Gruppe, 80 Kilometer westlich Okinawa. Radio Tokio fügte hinzu, daß die japanische Garnison den Kampf mit den Invasionsstruppen aufgenommen habe und heftige Kämpfe im Gange seien. Eine Bestätigung von alliierter Seite liegt noch nicht vor.

Australische Truppen auf Borneo, die die Offizier Miri genommen hatten, gehen entlang der Küste vor.

500 amerikanische fliegende Riesenfestungen griffen zum zweiten Male innerhalb 14 Stunden Industrieziele bei Nagoya auf der japanischen Hauptinsel Honshu an. In einer Pressekonferenz stellte General Arnold, Chef der amerikanischen Luftflotte, fest, daß die Luftwaffe allein in der Lage sei, Japan bis Ende 1946 vollkommen auszuschalten, wenn die Japaner nicht schon vorher zusammenbrechen.

Ferner sagte er, daß die amerikanische Luftwaffe mit britischer Hilfe in sechs Monaten imstande sein wird, jährlich 2.100.000 Bomben auf Japan abzuwerfen.

### Japanische Durchhaltepropaganda

Aus Meldungen der japanischen Nachrichtenagentur geht hervor, daß die Regierung heute zum erstenmal den Verlust von Okinawa zugibt und das Volk aufruft, auszuhalten und jedes Opfer zu bringen, um die augenblickliche Krise zu überwinden.

Das japanische Volk wird gewarnt, daß die Luftangriffe stärker und häufiger werden würden und daß mit einer Invasion zu rechnen sei. Die augenblickliche Krise sei die schwerste seit der mongolischen Invasion.

„Das heilige Land, das unsere Vorfahren erfolgreich gegen fremde Feinde verteidigt haben, muß um jeden Preis geschützt werden. Unsere Strategie ist bereits festgelegt, und es werden Maßnahmen ergriffen, um

unsere Kampfkraft zu erhöhen. Das freiwillige Volkskorps wurde straff militärisch organisiert. In dieser Stunde der nationalen Krise verlangen wir von der gesamten Nation, daß sie alle Härten tragen und in Ausdauer und in Todesverdrängung, die für den japanischen Geist charakteristisch ist, jede Anstrengung für den Endsieg auf sich nehmen wird.“

## Heute Empfang der Heimkehrer aus Dachau

### Um 4 Uhr nachmittags auf dem Neuen Platz in Klagenfurt

Der Vorsitzende des Konsultativen Landesausschusses für Kärnten, Hans Piesch, übergibt den „Kärntner Nachrichten“ nachfolgende Erklärung, die wir gern veröffentlichen, weil es auch unsere Meinung ist, daß die Opfer von Dachau ein Anrecht haben, von ihren Mitbürgern ehrenvoll empfangen zu werden:

„Heute, Donnerstag, 4 Uhr nachmittags, kommen die Kärntner Gefangenen des Lagers Dachau in Klagenfurt an.“

Die Autokolonne fährt vom Katschberg über Spittal und Villach in die Landeshauptstadt. Entlang der ganzen Fahrstrecke sind die Häuser zu beflaggen. Die Bevölkerung wird gebeten, ihrem Gefühl für diese Opfer des Naziterrors Ausdruck zu geben. In Villach werden die Heimkehrer durch den Bürgermeister auf dem Hauptplatz begrüßt.

Der Bürgermeister von Klagenfurt wird sie an der Stadtgrenze empfangen und den Zug auf den Neuen Platz geleiten, wo sie vom Landeshauptmann und vor allem auch von allen ihren Kameraden, die in Dachau gewesen sind, begrüßt werden. Es wird erwartet, daß jeder anständige Klagenfurter sich auf dem Hauptplatz einfindet und so in den Opfern des Naziterrors die neue Zeit begrüßt.

Alle Heimkehrer aus Dachau fahren bis Klagenfurt mit. Sie erhalten in Klagenfurt Lebensmittelpakete, und jeder einzelne wird vom Hauptplatz in seine Wohnung geführt, wo immer im Lande er sein möge. Die notwendigen Autos stehen bereit. Die Kranken werden in ärztliche Behandlung geschafft. Volk von Kärnten! Begrüßt unsere Freunde, die für die Freiheit des Landes gekämpft haben!

Die Schließung der Betriebe in Klagenfurt um 16 Uhr wird von der Militärregierung gutgeheißen, um eine Teilnahme aller Arbeiter und Angestellten an dieser Feier zu ermöglichen.“

Unter den aus Dachau Entlassenen, die heute in Klagenfurt eintreffen, befinden sich vornehmlich: Almayer Jakob, Kreutz bei Bleiberg; Begusch Valentin, St. Martin am Teichberg; Bogdanoff Paul, Hüttenberg; Bürger Hermann, Kösenberg bei Velden; Dörner Franz, Massen bei Feldkirchen; Felner Vinzenz, Klagenfurt; Fögger Thomas, Arnoldsdorf; Geil Albert, Debat bei Lienz; Haninger Ferdinand, St. Veit a. d. Glan; Henschold Franz, Bärnabach;

Hirber Ernst, Klagenfurt; Holzer Gustav, St. Veit a. d. Glan; Karner Anton, Eupräß bei Weißengöng; Kelič Michel, Zell bei Oberwinkl; Kota Christian, Droschitz bei Velden; Krahn Hugo, Klagenfurt; Krilber Johann, Gorschach bei Hermagor; Lagler Hans, Mauthen; Lesiewicz Hanko, Klagenfurt; Madrian Ludwig, Villach; Makam Leopold, Aflitz; Marko Kadare, Klagenfurt; Millan Viktor, Villach; Münzer Josef, Griffen bei Völkermarkt; Obereisler Andri, St. Lorenzen bei Hermagor; Obereg Johann, St. Walburgen; Penitz Hubert, Werndorf bei Spittal a. d. Drau; Perching Josef, Arnoldsdorf; Pirker Josef, Feldkirchen; Plassing Hans, Villach; Pressel Hubert, Weidmannsdorf; Primig Albin, Griffen bei Völkermarkt; Puschenjak Roman, Votsberg; Ratzler Hans, Klagenfurt; Sabläng Josef, Klagenfurt; Santer Alois, Bernach bei Pörschach; Schefflinger Thomas, Spittal a. d. Drau; Schläger Josef, Klagenfurt; Taltler Jakob, Völkermarkt; Thaler Valentin, Farchern; Taschwer Roman, Villach; Teng Josef, Rosenbach; Tomash Anton, Klagenfurt; Tomasi Angelo, Radenthein; Trausnig Franz, Bad St. Leonhard; Tschefnig Josef, Völkermarkt; Valland Franz, Klagenfurt; Walder Ferdinand, Walsenberg bei Feldkirchen; Warum Josef, Faak am See; Wadam Josef, Neuhaus bei Villach; Wiegesser Heinrich, St. Leonhard bei Villach; Zaffer Peter, Feistritz im Rosental.

## Günstiger Verlauf der Indien-Konferenz

Simla, 27. Juni. Die vom Vizekönig Lord Wavell einberufene Konferenz indischer Politiker nimmt, wie aus nichtoffiziellen Berichten hervorgeht, einen günstigen Verlauf. In der letzten Nacht fand eine Aussprache zwischen dem Präsidenten der Muslim-Liga, Mohammed Ali Jinnah, und dem Führer der Kongreßpartei, Pandit Nehru, statt. Im Anschluß daran wurde Pandit Nehru von Gandhi empfangen, mit dem er sich zwei Stunden lang unterhielt. Die nächste Sitzung der Konferenz wird am Freitag stattfinden.

## König Leopolds Beratungen mit belgischen Politikern

Brüssel, 27. Juni. Belgische Verfassungsrechtler haben sich heute im Flugzeug nach St. Wolfgang bei Salzburg begeben, um mit König Leopold zu konferieren. Auch Finanz- und Wirtschaftssachverständige werden den König aufsuchen, ehe dieser seinen endgültigen Entschluß bekannt gibt, ob er nach Belgien zurückkehrt oder nicht. König Leopold hat, so wurde an zuständiger Stelle erklärt, bisher keinen Politiker aufgefodert, eine Regierung zu bilden.

General van der Meersch, der aus Salzburg nach Brüssel zurückgekehrt ist, erklärte, es sei durchaus möglich, daß König Leopold weiter im Ausland bleiben und abwarten werde, ob sich die Lage ändere.

Was die Stimmung im Lande anbelangt, so scheint Gent, das flämische Zentrum, auf Seiten des Königs zu stehen. Lüttich ist gegen den König eingenommen und in Antwerpen soll die öffentliche Meinung geteilt sein.

## Rekordausfuhr der Vereinigten Staaten

Washington, 27. Juni. Fast zwei Drittel des amerikanischen Rekordexportes im Werte von 14 Milliarden Dollar im Jahre 1944 gingen nach Großbritannien und Rußland. Diese Ziffern weisen eine außerordentliche Erhöhung des amerikanischen Exportes nach Großbritannien und Rußland auf, da 1939 weniger als ein Fünftel des amerikanischen Gesamtexportes im Werte von 3 Milliarden 200 Millionen Dollar nach Großbritannien und Rußland geliefert wurde.

Demgegenüber hat Europas Anteil an der amerikanischen Einfuhr zugunsten Südamerikas abgenommen.

Der britische Bergarbeiterverband hat auf einer Konferenz seinen Vollzugsausschuß einstimmig aufgefordert, einen Propagandafeldzug für die Nationalisierung der Bergwerke in die Wege zu leiten.



Nach der Überreichung hoher Sowjetorden an General Eisenhower und Feldmarschall Montgomery durch Marshall Schukow wird ein Toast auf die Vereinten Nationen ausgetrückt. Das Bild zeigt von links nach rechts: Feldmarschall Montgomery, General Eisenhower, Marshall Schukow und Luftmarschall Sir Arthur Tedder.

# Kärntner Nachrichten

Herausgeber: P. W. B. S. A r m e e

NUMMER 40

KLAGENFURT, Freitag, den 29. Juni 1945

PREIS 10 GROSCHEN

## Kurznachrichten

Der neue holländische Ministerpräsident Schermerhorn hielt eine Rundfunkrede, in der er erklärte, die neue holländische Flotte werde dreimal so groß sein wie die jetzige. In Großbritannien und Australien werde für den Krieg gegen Japan und zur Befreiung Niederländisch-Indiens eine neue holländische Armee gebildet.

Das kanadische Hauptquartier für Landesverteidigung gibt bekannt, daß die Kriegsverluste der kanadischen Armee, Flotte und Luftwaffe bis Ende Mai 102.954 Mann betragen. Diese Zahl umfaßt 57.964 Tote und 2886 Vermisste. Die kanadischen Verluste des ersten Weltkrieges erreichten in viereinhalb Jahren 190.092, davon 62.827 Tote.

Ab heute gelangt in den Vereinigten Staaten eine 3-Cent-Briefmarke zum Verkauf, die das Bild des verstorbenen Präsidenten Roosevelt trägt. Dies ist die erste einer Serie von vier Marken, die zum Andenken an den großen Präsidenten herausgegeben wird.

Französische, belgische, jugoslawische und tschechische Verbindungsgruppen sind in der britischen Besatzungszone Deutschlands eingetroffen. Um Beweismaterial gegen Kriegsverbrecher zu sammeln.

In 126 Bergwerken im Ruhrgebiet ist die Kohlenförderung wieder aufgenommen worden. Rund 100.000 deutsche Bergleute haben bereits wieder Arbeit.

General Leclerc wurde mit dem Oberbefehl über das französische fernöstliche Expeditionskorps betraut. Diese französischen Streitkräfte werden der Verfügungsgewalt des amerikanischen Pazifikkommandos unterstellt.

Die Regierung von Ecuador hat sich unter Vermittlung des mexikanischen Außenministeriums mit dem Vorschlag an die Sowjetunion gewandt, die diplomatischen Beziehungen zwischen den beiden Staaten aufzunehmen. Die Sowjetregierung erklärte sich mit dem Anerkennen der Regierung von Ecuador einverstanden.

7000 belgische SS-Männer sind aus Deutschland nach Belgien zurückgebracht worden, wo sie als Vertriebe abgerechnet werden.

## Ein Massengrab von Nazi-Opfern entdeckt

Prag, 28. Juni. Der Prager Rundfunk berichtet über die Auffindung von über 1000 Leichen, die von den Nazis ermordet wurden. Es handelt sich um Gefangene, die auf einem Transport von Johannegeorgenstadt nach Theresienstadt entweder ermordet wurden oder verhungert sind. Auf dem siebenhundert Meter langen und vier Meter breiten Grabfeld befanden sich die Leichen der tschechischen Behörden.

## Aufnahme verschleppter Personen in Schweden

Stockholm, 28. Juni. Schweden nimmt jetzt Tausende von verschleppten Personen auf, um ihnen geeignete Krankenhausbehandlung angedeihen zu lassen. Heute ist das erste Transportschiff von Lübeck in Richtung Schweden mit 300 verschleppten Personen ausgelaufen. Diese Hilfsaktion wird von der schwedischen Regierung finanziert. Es werden unter anderem auch 6000 ehemalige Internierte aus dem Konzentrationslager Belsen zur Erholung nach Schweden kommen. Die schwedische Regierung hat fünf Transportschiffe für diesen Zweck zur Verfügung gestellt. An der Hilfsaktion hat die UNRRA bedeutenden Anteil.

## Französisches Kommando für Deutschland

Paris, 28. Juni. Die provisorische französische Regierung gab heute die Errichtung eines französischen Oberkommandos in Deutschland bekannt. Einsteuend ist General de Latre de Tassigny zum Oberbefehlshaber ernannt worden. Dieses neue französische Kommando wird Frankreich im besetzten Deutschland in jeder Richtung vertreten.

## Für die Heimkehrer aus Dachau Herzliches Willkommen der Kärntner Bevölkerung Der Empfang in Klagenfurt auf heute vormittag verschoben

Tausende von Kärntnern erwarteten gestern die Heimkehrer aus dem Konzentrationslager Dachau, die am Mittag in den Wagen des Britischen Rotes Kreuzes die Landesgrenze überschritten hatten. In Spittal und Villach wurde den Opfern von Dachau ein begeisterter Empfang bereitet. Auch in Klagenfurt war eine große Menschenmenge den ganzen Nachmittag versammelt, aber der begeisterte Empfang überall in Kärnten war die Hauptursache für die verspätete Ankunft der Kärntner Gefangenen des Lagers Dachau, die erst zu später Nachtstunde in Klagenfurt eingetroffen sind.

Der offizielle Empfang mußte deshalb auf heute vormittag um 10 Uhr verschoben werden. Der Sender Klagenfurt und der angeschlossene Drahtfunk werden in der heutigen 9-Uhr-Sendung der Bevölkerung bekanntgeben, wo der Empfang stattfinden wird. Es wird erwartet, daß alle Klagenfurter die Opfer des Naziterrors, die für ihre Ideale gelitten haben, begrüßen werden.

Nach der ersten Begrüßung durch den Bürgermeister von Mallnitz hatte es sich Spittal a. d. Drau angelegen sein lassen, die Heimkehrer mit Begeisterung zu empfangen. Eine große Menschenmenge stürmte die Hauptstraße, durch die die Autokolonne die Stadt durchquerte.

Nach einer kurzen Begrüßung ging die Fahrt weiter. Überall, selbst in den kleinsten Dörfern, mußten die Wagen mit den Heimkehrern haltmachen, um die Grüße der Bevölkerung entgegenzunehmen.

In Villach Seit zwei Uhr harrte in Villach eine große Menschenmenge in den mit österreichischen und Kärntner Fahnen geschmückten Straßen auf die Ankunft der Patrioten. Auf dem Platz vor dem Parkhotel hatte eine Kapelle der Bundesbahn Anstellung genommen, um der Menge durch Darbietung flotter österreichischer Märsche das lange Warten zu verkürzen. Von Zeit zu Zeit gab der Lautsprecher bekannt, daß die Ankunft der Heimkehrer sich verzögern würde.

Endlich fuhr der lange Wagenzug unter begeisterten Rufen der Menge in die Straßen von Villach ein. Auf dem Platz vor dem Parkhotel fand ein kurzer Empfang statt. Bürgermeister Viktor Pötschnik sprach von Balkon des Hotels aus folgende Worte zu den ankommenden Dachauern:

„Liebe Freunde! Mit großer Freude begrüße ich Sie im Namen der Stadtgemeinde zu Ihrer Heimkehr aus den Konzentrationslagern des ehemaligen Naziregimes. Es freut uns alle, daß es Euch vergönnt war, aus dieser Hölle zu entkommen. Viele aufrechte Österreicher fanden dort den Tod und wir denken in dieser Stunde mit Trauer an diese Opfer. Die demokratisch denkende Bevölkerung hat mit Entsetzen wahrgenommen, was die entmenschten Nazibestien mit den Menschen in den Konzentrationslagern gemacht haben. Ich sehe unter Ihnen Freunde, die nur wegen ihrer politischen Einstellung und nur weil sie für die Befreiung des von den Nazis vergewaltigten Österreichs gekämpft haben, in das Anhaltelager gebracht worden sind. Ihre Angehörigen und politischen Freunde haben in dieser langen Zeit um Ihr Leben gebangt und sind froh und glücklich, Sie alle wieder in der Heimat zu wissen. Sie betreten nun die befreite Heimat, in der Sie Genesung finden sollen, um nach Wiederherstellung Ihrer Gesundheit mit uns am Aufbau des ungeteilten und freien Österreichs mitzuwirken.“

Im Namen der Heimkehrer dankte Josef Tschöfenig aus Völkendorf bei Villach die Bevölkerung für die herzliche Begrüßung und erklärte, daß die Männer, die unter dem Naziregime in Dachau gesessen hätten, entschlossen seien, am Wiederaufbau eines neuen, demokratischen Österreichs ihren Anteil zu nehmen. Die Schulkinder überreichten sodann den befreiten Landsteuten Blumensträuße. Es kam zu ergreifenden Szenen des Wiedersehens, als die Internierten von Verwandten und Freunden begrüßt wurden. Überall sah man freudig bewegte Gesichter und auch der einsetzende Regen konnte die Villacher nicht bewegen, den Platz zu verlassen.

## Die neue polnische Regierung gebildet

### Bekanntgabe der Ministerliste in Warschau

London, 28. Juni. Der Warschauer Rundfunk hat heute abend die Zusammensetzung der neuen polnischen Regierung der nationalen Einheit bekanntgegeben, die dank der in Moskau erfolgten Einigung der polnischen Politiker gebildet wurde. Dem Kabinett gehören eine Reihe von Mitgliedern der ehemaligen provisorischen Regierung von Lublin sowie politische Persönlichkeiten aus Polen und aus dem Ausland an. Die Regierung ist folgendermaßen zusammengesetzt:

Ministerpräsident Edward O. Morawski, stellvertretender Ministerpräsident Wladislaw Gomolka, stellvertretender Ministerpräsident und Landwirtschaftsminister Stanislaw Mikolajczyk, Verteidigungsminister Marschall Michael Rola-Szymierski, Außenminister Wincenty Rzymowski, Minister für öffentliche Verwaltung Dr. W. Kiernik, Minister für öffentliche Sicherheit Stanislaw Radkiewicz, Finanzminister K. Dombrowski, Industrieminister H. Minc, Verkehrsminister M. Rabanowski, Arbeits- und Wohlfahrtsminister Stanczyk, Informationsminister Matusewicz.

Bei ihrer Ankunft in Warschau wurden die polnischen Politiker, darunter Vertreter der Londoner Gruppe, die aus Moskau

## Glück und Ende der Eroberer VON BENJAMIN CONSTANT

Vor 151 Jahren schrieb der große französische Schriftsteller und Vorkämpfer der Verfassungsfreiheit Benjamin Constant in seinem Buch „Über die Gewalt“ diese prophetischen Worte vom Glück und Ende der Eroberer.

Die Kraft, die ein Volk braucht, um alle anderen in Abhängigkeit zu halten, ist ein Vorzug, der heute weniger denn je von Bestand sein kann. Eine Nation, die eine solche Herrschaft beanspruchen wollte, begäbe sich in eine Lage, die gefährlicher wäre als die der schwächsten Völkerschaft. Sie wäre dem Abscheu aller ausgeliefert. Alle Überzeugungen, alle Wünsche, alle Hoffnungen würden sich drohend gegen sie richten, und früher oder später würden diese Hoffnungen diese Meinungen und diese Wünsche losbrechen und sie überfluten.

Eine solche Wut auf ein ganzes Volk hätte zweifellos etwas Ungerechtes an sich. Niemand ist ein Volk als Ganzes schuldig am Frevel, den es auf Befehl seines Führers begeht. Es ist dieser Führer, der es irreführt oder, noch häufiger, ohne es zu verführen, beherrscht.

Aber die Völker, die die Opfer jenes dauerlichen Gehorsams werden, können ihm die geheimen, durch sein Tun Lügen gestraften Gefühle nicht zugute halten. Sie werfen den Werkzeugen die Verbrechen der sie führenden Hand vor. (Ganz Frankreich litt unter dem Ehrgeiz Ludwigs XIV, und hätte ihn, aber Europa machte Frankreich für diesen Ehrgeiz verantwortlich, und Schweden mußte für den Wahnsinn Karls XII. büßen.)

Wohin kann ein bedrohter Angreifer, wenn einmal die Welt wieder zur Besinnung gekommen und ihren alten Mut wiedergefunden, seinen Blick richten, um Verteidiger zu finden? An welche Gefühle soll er sich wenden? Welche Rechtfertigung wäre nicht von vornherein entkräftet, da sie aus dem gleichen Munde kommt, der während der schuldhaften Erfolge Kränkungen, Liegen sonder Maß hervorgebracht, Todesbefehle sonder Zahl diktiert? Soll er die Gerechtigkeit anrufen? Er hat sie geschändet. Die Menschlichkeit? Er trat sie mit Füßen. Den Treuschwur? All seine Unternehmungen begannen mit Meinedei. Die Heiligkeit der Eide? Seine Verbindungen hat er wie Sklaven behandelt.

Alle würden sich gegen ihn verbünden. Im Namen des Friedens, der Unabhängigkeit, der Gerechtigkeit würden sie sich alle zusammenschließen; und weil eben diese Worte so lange geachtet gewesen, besäßen sie eine fast magische Macht. Die Menschen entdeckten die Begeisterung für den gesunden Menschenverstand, nachdem sie des Wahnsinns Spielzeug gewesen. Ein Schrei nach Erlösung, ein Schrei nach Einigung würde von einem Ende des Erdballs zum anderen erschallen.

### Die Täuschung

Der Eroberer müßte allseits erkennen, daß er sich über den Tiefstand der Welt getäuscht hat. Er erführe, daß die Berechnungen, die er auf die Verworfenheit, die Niedertracht gründete und deren er sich einst als einer erhabenen Entdeckung rühmte, so unzuverlässig wie beschränkt, so trügerisch wie gemein sind. Er lachte über die Albernheit der Tugend, über das Vertrauen in die Unmöglichkeit, die ihm als leeres Gespinnst erschien, über den Appell an die Begeisterung, deren Gründe er ebenso wenig begriff wie deren Beständigkeit und die ihm als kurzer Anfall einer plötzlichen Krankheit erschienen. Jetzt entdeckt er, daß auch der Selbststolz ihre Dummheit eigen ist, daß sie über das Gute nicht weniger Bescheid weiß als die Ehrlichkeit über das Böse, und daß es nicht genügt, die Menschen zu verachten, um sie zu kennen.

Was aber täte das Volk, das dieser Führer zu solchem Ende geführt? Seine vertrauten Bekenntnisse, seine Gespräche, seine Briefe, alle Gefühlsausbrüche, die es der Überzeugung zu entziehen glaubte, sie wären nur ein einziger Schrei der Qual.

Es würde nahekommen seinen Führer wie sein Gewissen befragen. Sein Gewissen würde ihm erwidern, daß die Berufung darauf, unter Zwang zu stehen,



Hans Lagger (3.v.r.) als „Gründungsvater“ des Kärntner Roten Kreuzes in Klagenfurt, sichtbar gezeichnet von den Folgen der Haft im KZ Dachau (ca. 1946; AdA, Bestand Zuber).

mühsam und verzehrend die proletarische Vertretungsarbeit verlaufen konnte. Bei Gröger und einigen anderen führte sie zu schweren gesundheitlichen Problemen.

Das Buch „Abwehrkampf und Volksabstimmung“ aus dem Jubiläumsjahr 1930 wiederum macht das Bemühen Lagers und der sozialdemokratischen Parteivertretung deutlich, zehn Jahre nach dem erfolgreich verlaufenen Plebiszit und der Erhaltung der Kärntner Landeseinheit die Rolle der regionalen Arbeiterbewegung wahrheitsgetreu bleibend darzustellen. Während der Amtszeit Grögers wurde von größeren Manifestationen abgesehen, nicht zuletzt deshalb, um die Unterlegenen der Plebiszit-Entscheidung nicht zu provozieren. Ab 1923 übernahmen die deutschnationalen Parteien und die Christlichsozialen, vor allem aber die Heimatschutzbewegung, die Traditionspflege aus den „Sturmjahren“ 1918 bis 1920. Die Sozialdemokraten zogen sich von den Festlichkeiten, die von ihren politischen Gegnern dominiert wurden, zurück und lehnten jede Teilnahme ab. Im Jahre 1927 bezeichneten sie die Feiern als „Förderung des deutschnationalen Gedankens und des nationalen Kampfes“. Eine überraschende Wendung ergab sich erst 1930. An den Vorbereitungen zur Zehn-Jahr-Feier der Volksabstimmung beteiligten sich die Sozialdemokraten mit einem Einsatz, als ginge es darum, die langjährige Zurückhaltung innerhalb weniger Wochen wettzumachen. Es war dies ein Versuch, das eigene historische Erbe zu bewahren und zugleich zu verhindern, dass der Volksabstimmungserfolg als ein

Verdienst der national-bürgerlichen Parteien im Bewusstsein der nachfolgenden Generationen haften bleibt. (Valentin, 34)

Von 1934 bis 1945 wurde Hans Lager als Sozialist immer wieder von den Machthabern bedrängt und verfolgt. Seine politische Rolle in der Ersten Republik erschöpfte sich ja nicht allein in der Ausübung des Regierungsamtes sowie als Abgeordneter. Vielmehr führte er in den 1920er Jahren auch die Landesorganisation des Republikanischen Schutzbundes an und wurde sohin von den politischen Gegnern als wichtiger sozialdemokratischer Funktionär wahrgenommen. Als ihn die Gestapo im Sommer 1944 verhaften und in das Konzentrationslager Dachau deportieren ließ, erinnerte sich der inzwischen 63jährige bitter an das Motiv des Terrorstaates für diesen Vorgang, dem zahlreiche Kärntner zum Opfer fielen.

„Unter den politischen Häftlingen machten sich besonders die sogenannten Aktionshäftlinge bemerkbar, das waren Häftlinge, die am 22. August 1944 auf Grund der sehr bezeichnenden Gestapo-Parole ‚Gitter‘ schlagartig im ganzen Reich verhaftet wurden und dann im KZ landeten. Es waren dies Angehörige aller möglichen Berufe, Klassen, Konfessionen, Rassen, Nationen, also Antifaschisten, die einmal irgendwann oder irgendwo eine mehr oder minder wichtige politische Rolle gespielt hatten. Die große Verhaftungswelle war eine Folge des Attentatsversuches der deutschen Offiziere auf Hitler am 20. Juli 1944. Es wurde weder bei der Verhaftung noch später gefragt, ob der ‚Delinquent‘ schuldig oder unschuldig sei, er musste darauf gefasst sein, sein Leben zu verlieren oder bis zum Kriegsende qualvoll hinter Mauern und Stacheldraht verbringen zu müssen. Viele fanden den martervollen Tod, viele verkümmerten geistig und körperlich.“

Seine Erlebnisse im KZ hat Hans Lager in seiner Erinnerungsschrift „Die Wahrheit über Dachau“ geschildert. Diese muss wohl als bleibendes Zeugnis zur historischen Bewertung des NS-Staates gesehen werden, wie dieser mit politisch Andersdenkenden verfahren ist, selbst wenn diese völlig zurückgezogen und unauffällig in einer beschaulichen Talandschaft ihr Leben verbrachten. Vor dem Hintergrund bereits fehlender Zeitzeugen ist diese Publikation Hans Lagers besonders bedeutungsvoll. Nach der Befreiung von Dachau konnte er lange Zeit nicht heimkehren, weil der gross gewachsene Mann, dessen mächtige Gestalt im Parlament zu den auffallendsten Erscheinungen gehörte, zu einem Skelett zusammengeschrumpft, schwer krank und nicht beförderungsfähig darniederlag. Trotzdem stellte er sich sofort nach seiner Heimkehr aus dem Lager der Kärntner Partei zur Verfügung. Er vergaß aber auch nicht seiner Schicksalskollegen im Lager und betätigte sich im Bund der politisch Verfolgten, dessen allseits verehrter Landesobmann für Kärnten er bis zur Auflösung des Bundes war. Als solcher hat er sich bei zahlreichen Tagungen und in ungezählten einzelnen Interventionen für die Rechte der Opfer eingesetzt. Nach der Schaffung des Opferfürsorgereferates der SPÖ wurde er zum Landesreferenten für Kärnten bestellt und noch wenige Wochen vor seinem Tod schlugen ihn die Kärntner Genossen bei der Konstituierung des Bundes sozialistischer Freiheitskämpfer und Opfer des Faschismus als Mitglied des Bundesvorstandes vor, in den er auch gewählt wurde.

Aber Hans Lager hinterließ auch nach dem Zweiten Weltkrieg bleibende Spuren in der österreichischen Gesetzgebung. Vom 19. Dezember 1945 bis zu seinem Tod (April 1949) war er Mitglied des Nationalrates und konnte dabei auch auf jene Erfahrungen zurückblicken, die

er als Nationalratsabgeordneter bereits in der Zeit von 1927 bis 1931 erworben hatte. Beispielhaft soll hier abschließend ein Gesetzesantrag dargestellt sein, den Lagger gemeinsam mit Vinzenz Schumy einbrachte. Der Initiativantrag bezweckte die Wiederherstellung der slowenischen Genossenschaften, die unter der NS-Herrschaft mit anderen Genossenschaften zusammengelegt worden waren. 22 Genossenschaften – durchwegs Spar- und Darlehenskassen – sind namentlich aufgezählt. Sie müssen innerhalb von drei Monaten nach Inkrafttreten des Gesetzes Vorstand und Aufsichtsrat neu wählen. Die Wiederherstellung ihrer Rechtspersönlichkeit erlaubte es den Genossenschaften, Rückstellungsanträge einzubringen. Außerdem wurden dadurch Rechtsgeschäfte, die von den Genossenschaften seit 1947 getätigt worden waren, nachträglich legitimiert.

Hans Lagger musste sich im April 1949 einer Bauchoperation in Wien unterziehen, die er nicht überlebte. Seine Beisetzung in Klagenfurt-Annabichl gestaltete sich zu einem wahrhaft würdevollen Abschiednehmen eines stillen, aber legendären Politikers. Landeshauptmann Ferdinand Wedenig würdigte die großen Verdienste des Toten um das Land Kärnten. Insbesondere als Schulmann, aber auch als Politiker schuf sich Hans Lagger durch seine unermüdliche Arbeit für die Ideale der Menschlichkeit, des Fortschritts und der Freiheit viele Freunde. Auch seinen politischen Gegnern rang er durch sein offenes Bekenntnis und seine Standhaftigkeit als Sozialist Achtung ab. Seine unermüdliche Arbeit im Dienst der Kärntner Bevölkerung, durch deren Vertrauen er in den Nationalrat berufen wurde, ließ ihn mit allen Kreisen der Bevölkerung in Verbindung treten. Er kannte die Sorgen und Nöte des Volkes, dessen eifriger Anwalt er war. Im Namen des Roten Kreuzes dankte dessen Präsident Goeß dem Verstorbenen für sein Wirken, vor allem für seine erfolgreichen Bemühungen im Interesse des Jugend-Rot-Kreuzes. Hans Lagger, der aufrechte Sozialist und treue Sohn Kärntens, der seine Ruhestätte neben Landeshauptmann Florian Gröger gefunden hat, war heimgekehrt. Sein Andenken wird unvergessen bleiben.

(Vinzenz Jobst, im November 2023)

## SCHRIFTEN / LITERATUR

- Hans Lager (hrsg. im Selbstverlag), Im Schatten des Weltkrieges. Aus Geheimbefehlen eines k.u.k. Militärkommendos. Klagenfurt o.J. Druck: Ferd. Kleinmayr.
- Hans Lager, Der rote Landeshauptmann. Klagenfurt 1927. Druck: Joh. Leon sen.
- Hans Lager, Keimzellen proletarischer Wirtschaftsentwicklung. Klagenfurt o.J. Druck: Ferd. Kleinmayr.
- Hans Lager, Abwehrkampf und Volksabstimmung in Kärnten 1918 – 1920. Klagenfurt 1930.
- Hans Lager, Praktische Winke für unsere Gemeindevertreter. Klagenfurt o.J.
- Hans Lager, Praktische Winke für unsere Jugendfürsorger. Klagenfurt o.J.
- Hans Lager, Die Wahrheit über Dachau. Klagenfurt o.J. Druck: Carinthia.

\*\*\*

- Karl Dinklage, Geschichte der Kärntner Arbeiterschaft. Bd. II. Hrsg. von der Kammer für Arbeiter und Angestellte für Kärnten. Klagenfurt 1982.
- Otto Maria Polley, Kärnten baut auf. Klagenfurt 1949.
- Rudolf Siegl, Die Abgeordneten zum Kärntner Landtag 1848 – 1938. Sozialprofil, Karrieren, Landtagstätigkeit, „Vernetzungen“. Dissertation an der Alpen-Adria-Universität. Klagenfurt 2022. Unveröffentlicht. S. 261–262.
- Daniel Jamritsch: Hans Lager. In: Daniel Jamritsch (Hrsg.): Gailtaler Zeitpunkte. Kitab-Verlag, Klagenfurt 2016. S. 22–39.
- Gerald Netzl, Niemals vergessen! Bund Sozialdemokratischer FreiheitskämpferInnen, Opfer des Faschismus und aktiver AntifaschistInnen 1949–2019. Darin: Vinzenz Jobst, Kärnten. S. 175–182. ÖGB-Verlag. Wien 2019.
- Hans Sima (Red.), SPÖ. Zehn Jahre Parteiarbeit. Aufbau und Wirken in Kärnten. Bericht an den Landesparteitag der SPÖ Kärnten am 14. und 15. 5. 1955. Klagenfurt 1955.
- Hellwig Valentin, Der Sonderfall. Kärntner Zeitgeschichte 1918-2004. Klagenfurt 2005.

## NACHSATZ

Im August 2024 sind es 80 Jahre her, dass quer durch das Deutsche Reich mutmaßlich Widerständige und scheinbar wahllos Tausende Menschen verhaftet und danach in ein NS-Konzentrationslager verbracht wurden. Auch zahlreiche Kärntner Landesbürger waren von dieser „Aktion Gitter“ betroffen, weil mit ihr in einem unglaublichen staats-terroristischen Akt zumeist ehemals demokratisch legitimierte Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens völlig überraschend und ohne rechtliche Grundlage inhaftiert und in das Konzentrationslager Dachau deportiert wurden. Unter ihnen befanden sich zum Beispiel bekannte Persönlichkeiten wie der SDAP-Vorsitzende Anton Falle, der spätere Landeshauptmann Ferdinand Wedenig, die Spitzengewerkschafter Franz Swoboda, Franz Aschgan, die Abgeordneten Peter Melcher und Josef Woisetschläger, um nur einige zu nennen, und eben auch Hans Lager. Der Wissensstand über das Leid und Schicksal dieser Menschen rückte zwar unmittelbar nach 1945 kurz ins öffentliche Bewusstsein, ist aber in den folgenden Jahrzehnten versunken und wurde höchstens noch in einigen wenigen wissenschaftlichen Arbeiten festgehalten. Dennoch ist das Thema in der regionalen Opferforschung kaum behandelt worden. Niemand wusste über die Zahl der inhaftierten Kärntner Bescheid, bis vor wenigen Jahren der Friedensdiener Georg Wurzer in seinem zehnmonatigen Dachau-Aufenthalt die Namen und Herkunft jener Menschen unseres Bundeslandes ermittelte, die im Lager inhaftiert waren und zum Teil auch hier einen frühen Tod erlitten. Nach seinen Aufzeichnungen waren es ca. 1050 Personen – eine unfassbar hohe Anzahl! Hans Lager hat in der Erinnerungsschrift „Die Wahrheit über Dachau“ sein Erleben und seine Beobachtungen geschildert und diese müssen wohl als bleibendes Zeugnis zur historischen Bewertung des NS-Staates gesehen werden, wie dieser mit politisch Andersdenkenden verfahren ist. Vor dem Hintergrund bereits fehlender Zeitzeugen ist diese Publikation als Beitrag zur politischen Bildung besonders bedeutungsvoll.